

# Die Abendstunde

Ein illustriertes Familienblatt.



## Der Frühling.

Der Frühling kommt mit Sonnenglanz  
Auf leichtem Fuß gegangen.  
Die Berge schmückt ein grüner Kranz,  
Welch Duften, Blüten, Prangen!  
Erwach auch du, o Menschenherz,  
Zu neuer Freud' aus dumpfem Schmerz,  
Zur Hoffnung nach dem Bangen.

Die Vöglein trillern voller Lust  
Und regen ihre Schwingen,  
Es weitet sich die kleine Brust  
Zum Jauchzen und zum Singen.  
Wer könnte da noch traurig sein?  
Erhebe dich, o Herze mein,  
Und laß dein Lied erklingen!

Welch wunderbares, reines Blau  
Wölbt sich im weiten Runde,  
Wie glänzt so silberhell der Tau  
In früher Morgenstunde!  
Die ganze Welt zu Berg und Tal  
Durchzieht es wie ein Festchoral  
Aus überfrohem Munde.

Am Bergeshang die Nebel zieh'n  
Wie Pferrauch nach oben;  
Wie feurige Mäure glüh'n  
Die Höhen hoch dort droben;  
So steig' auch unser Jubelchor  
Als heilig Opfer hoch empor,  
Den Herrn der Welt zu loben.

## Für andere.

Für die „Abendstunde“ von Elma B. Wilson.

Willst du geh'n auf grünen Auen,  
Wo viel Blumen auf dem Weg  
Schmücken sich mit bunten Farben,  
Dieren überall den Steg?  
O, dann bring den Seelen Gaben  
Froh mit Herzensliebe hin,  
Geh zu denen, die da weinen, —  
So wird Segen dein Gewinn!

Siehst du, wie die Sterne droben  
Leuchten jeden Abend dir?  
Nicht sich selbst sie Lichtschein geben,  
Nur für andre leuchten hier.  
Gib von deiner Liebe andern,  
Hilf dem Nächsten aus der Not —  
Unser Vater, der im Himmel,  
Segnet dir dein täglich Brot.





COPYRIGHT 1918 BY THE PROCTER & GAMBLE CO., CINCINNATI

Die zeiterprobte Weise, Wolldecken zu waschen, ist mit Ivory-Seife. Seit 39 Sommern haben gute Hausfrauen ihre Wolldecken nach dem Waschen mit Ivory fortgelegt, in der Zuversicht, sie weich und uneingelaufen im Herbst vorzufinden.

Die zwei Dinge, die am leichtesten Wolldecken einlaufen machen und sie verhärten, sind heißes Wasser und freies Alkali. Das Waschen mit Ivory-Seife schließt beide aus.

Ivory-Seife macht so gehaltvollen, reichlichen Schaum, daß es Wolldecken gründlich reinigt ohne Kochen, und ist so rein, mild und frei von unverbundenem Alkali, daß es das Gewebe nicht im mindesten angreift.

Nach dem Waschen mit Ivory-Seife werden alle ganzwollenen Decken und alle halb wollenen Fabrikate nach dem Trocknen sogar weicher und sind unverändert in der Größe.

#### Wolldecken zu waschen.

Mache Ivory-Seifenpaste nach Rezept auf Innenseite des Umschlags. Eine Doppeldecke erfordert  $\frac{1}{2}$  bis 1 Stück Ivory-Seife (kleine Größe) zu Ivory-Paste gemacht. Hartes Wasser und schwere Decken erfordern zwei- bis dreimal so viel Seifenpaste wie weiches Wasser und kleine Decken. Wähle heißen Sonnentag mit gelindem Winde. Fülle 3 Zuber etwa halbvoll warmen — nicht heißen — Wassers. Zum ersten tue so viel Paste, guten Schaum zu erzeugen. Laß sie 30 Minuten darin weichen. Schwenke sie auf und nieder und füge nach Bedarf Paste hinzu. Um Flecken zu entfernen, hebe man die Decke nicht aus dem Wasser, sondern lege eine Hand unter den Fleck und kitzle mit Ivory-Seifenpaste und mäßig heißer Bürste. Zum zweiten Zuber tue so viel Ivory-Seifenpaste wie zum ersten. Lege die Decke hinein und wiederhole das Heben und Schwenken. In den dritten Zuber tue genug Paste, das Wasser milchig zu machen. Laß die Decken durch leise geteilten Weinger in diesen Zuber laufen. Spüle, wringe leicht und hänge sofort an die frische Luft — weße Decken in die Sonne, farbige in den Schatten. Wenn trocken, fahre mit weichem Plancellappen oder reinem Kleiderleinen darüber und hänge sie am besten in warmem Zimmer mehrere Stunden lang auf.

Ivory-Seife . . . . .



IT FLOATS

. . . . . 99  $\frac{44}{100}$  % rein.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Heften (26 Hefte im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 20.

# Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 25. April 1918.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probennummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

## Aus der Zeit für die Zeit.



### Der Frühling und unser Tun.

Hubelnd und singend zieht der Frühling ein in die Welt. Auch die christliche Kirche hat die Sonntage dieser Zeit „Jubilate“ und „Kantate“ genannt. Sie weist damit auf die rechte Quelle der Freude hin. Diese ist weder in der auferstehenden Natur, noch in neu erwachender Schaffenslust in Feld und Garten, sondern in dem Auferstandenen selbst, dem Herrn der Natur, zu suchen. Die Kirche singt und sagt: In ihm, der nicht nur aufersteht, sondern auch auffährt über alle Himmel, zum Vater geht, den Tröster sendet, ihr ein Pfingsten, ein Fest der Wiedergeburt, bereitet — in ihm leben, weben und sind wir. „Ohne mich könnt ihr nichts tun“, sagt der Heiland selber. Das Wort hat mancher lange nicht verstanden, ja, viele wickeln darüber und halten es für Unsinn. Gerade im Frühling, da rings um sie her alles neu erkeht und ein neuer Schaffensgeist auf Feld und Flur die Menschen beseelt, vermeinen sie ihre Erfahrung bestätigt zu sehen: Selbst ist der Mann, der alles kann! Und wir sehen ja viele um uns her, die ohne Gott dahinleben, nach eigenem Gefallen wandeln, nach eigenem Vornehmen handeln, — und es gelingt ihnen. Bei einem andern, der vielleicht sein Lebenlang alle Morgen sang: „Gang dein Werk mit Jesu an“, will es nie recht vorwärts gehen, er sitzt im Schatten, statt an der Sonnenseite, während jene, die sich niemals um ihre Seele kümmerten, „mit stetem Glücke sich speisen“. Wer hätte nicht einen Schulkameraden, der aus frommem Hause kam und im Frühling des Lebens zu schönen Hoffnungen berechnete, von dem er später hörte: Mit dem Glauben hat er völlig gebrochen, aber es soll ihm gut gehen! Kann das nicht irre machen? Ei, solche sehen nicht einmal den irdischen Frühling richtig an! Was in aller Welt erzählt denn mehr die Ehre Gottes — nicht des Menschen — als der Frühling? Und was predigt zugleich mehr die Sinnfälligkeit alles Menschentums und aller Menschenkraft als die schöne, zu Lob und Jubel, zu Sang und Gebet auffordernde Frühlingszeit? Der Höchste braucht doch nur einen Nachschuß zu senden, um den emsigsten Fleiß und die stolze Arbeit der Menschen im Reime zu zerknicken! Er braucht nur zu viel Sonnenschein oder zu viel Regen zu senden, und was ist der Mensch und sein Tun und sein Ruhm? Trotz aller Einwendungen bleibt es bei Jesu Wort: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“; man muß es nur richtig verstehen. Vielleicht hilft es gleich, das Wort so auszudrücken: Ohne mich könnt ihr nur ein Nichts tun. Alles, ohne ihn getan, und wäre es noch so groß und erhaben, und mögen wieder das große Werk preisen, Völker darob jubilieren, Denkmäler und Geschichtsbücher das Gedächtnis für die Nachwelt aufbewahren, — es ist doch nur eine große Null. Wenn ihr damit vor ihn kommt, dann wird er mit großem Auge euch ansehen und fragen: Du meinst, das wäre etwas? Damit willst du vor mir bestehen? „Was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ Was daher wahrhaften Wert haben soll, muß ewigen Wert haben! Wer etwas leisten will, das Frucht für die Ewigkeit trägt, kann und muß — wie der Frühling nur dann ersprießlich ist, wenn er für den reisenden Sommer und Herbst viel Frucht anseht — alles, was er tut, allein leisten in innigster Gemeinschaft mit dem, der das Leben selbst ist, dem Lebensquell und Lebensfürsten. Es bleibt buchstäblich wahr: „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Wie bricht vor diesem Worte alle Menschengröße zusammen! Wir leben in großer Zeit. Millionäre wachsen über Nacht, wie die Pilze im Lenge, aus dem Boden. Gel-

dentaten ohnegleichen werden vollbracht, die mit ihrem Ruhme die Welt erfüllen. Aber wird es für die Ewigkeit sein? O, wie mancher mag dagegen gerade in dieser schweren Frühlingszeit Taten des Glaubens vollbringen und Opfer der Entsagung leisten, von denen die große Welt nichts ahnt, von denen aber der, der sie recht bewertet, sagen wird wie von dem Weibe: „Sie hat getan, was sie konnte.“ Wie manches scheinbar Niedrige und Geringe, als Ohnmacht verspottet, wird die rechte Lenzekraft in sich tragen, und der Herr des Lebens wird darüber urteilen: Du hast in mir gelebt, aus mir geschöpft, dein Werk war in mir getan! Auch in schwerer Zeit, unter Leid und Not kann jubeln und singen, wer im Herrn sein Tagewerk tut. Die schönen Lenzestage spornen ihn an zu neuer Arbeitsfreudigkeit, denn sie erinnern ihn fort und fort an den Frühlingsstag ohne Ende.

### Zur dritten Freiheitsanleihe.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 19, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Die wichtigsten Punkte der dritten Freiheitsanleihe sind folgende: Zinsrate — 4½ Prozent, zahlbar halbjährlich am 15. September und am 15. März. Höhe der Anleihe — \$3,000,000,000 und Ueberzeichnungen. Höhe der Bonds — \$50, \$100, \$500, \$1,000, \$5,000 und \$10,000. Zeit der Fälligkeit der Bonds — nach zehn Jahren, vom 9. Mai 1918 datiert. Besteuerung — keine. Zahlungsbedingungen — zur Zeit der Applikation 5 Prozent, 20 Prozent am 28. Mai, 35 Prozent am 18. Juli, 40 Prozent am 15. August; oder auf monatliche Raten nach Vereinbarung auf einer Bank. Der Sekretär des Schatzamtes ist ermächtigt, im Laufe des ersten Jahres einen Betrag, gleichbedeutend mit einem Zwanzigstel der Original-Ausgabe und in jedem darauffolgenden Jahre ein Zwanzigstel des am Anfange des Jahres ausstehenden Betrages, bis ein Jahr nach Schluß des Krieges, aufzukaufen. Diese Vorschrift ist dafür bestimmt, die Bonds zu pari oder höherem Werte zu halten.

### Wilson's Aufforderung zur Kriegsfortsetzung.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 19, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Am Jahrestage der Kriegserklärung Amerikas an Deutschland, am 6. April, hielt Präsident Wilson in Baltimore zur Eröffnung der Kampagne für die dritte Freiheitsanleihe eine schwungvolle Rede, in welcher er zur äußersten Fortsetzung des Krieges aufforderte, aber auch einer gerechten Abrechnung gegen Deutschland das Wort redete. Nachdem er dargelegt, daß Deutschland in den Neuerungen seines Kanzlers, ferner in Rußland, in Finnland, in der Ukraine, in Rumänien einen Frieden für seine Welt Herrschaft erstrebe und diesen nun auch an der Westfront für Belgien, Frankreich und Italien beabsichtige, gipfelte seine Ansprache in den Worten: „Was sollen wir denn nun tun? Was mich selbst betrifft, so bin ich immer noch bereit, sogar jetzt bereit, einen angemessenen und gerechten und ehrlichen Frieden zu irgendeiner Zeit zu erörtern, wenn er aufrichtig vorgeschlagen wird, einen Frieden, in dem der Starke und der Schwache gleich behandelt werden. Aber als ich einen solchen Frieden vorschlug, kam die Antwort von den deutschen Kommandeuren in Rußland, und ich kann den Sinn dieser Antwort nicht mißverstehen. Ich nehme die Herausforderung an. Ich weiß, daß ihr sie annehmt. Alle Welt soll dies wissen. Es soll in dem höchsten Opfer und der Selbstvergessenheit zutage treten, mit der wir alles hergeben, was wir lieben, und alles, was wir haben, um die Welt zu erlösen und sie für freie Männer wie wir selbst zum Leben geeignet zu machen. Das ist die Bedeutung von dem, was wir tun.“

Laßt alles, was wir sagen, meine Mitbürger, alles, was wir künftig planen und vollführen, dieser Antwort treu klingen, bis die Majestät und die Macht unserer vereinten Kraft die Gedanken erfüllen und die Kraft derer völlig besiegen wird, die hohnen und mißachten, was wir ehren und teuer halten. Deutschland hat abermals gesagt, daß Gewalt und Gewalt allein entscheiden soll, ob Gerechtigkeit und Freiheit in den Angelegenheiten der Menschen herrschen sollen, ob Recht, wie es Amerika versteht, oder Herrschaft, wie sie Deutschland versteht, die Gesetze der Menschheit bestimmen soll. Darum ist für uns nur eine Antwort möglich — Gewalt, Gewalt bis zum äußersten, Gewalt ohne Einschränkung und ohne Grenze, die rechtsschaffende und triumphierende Gewalt, die Recht zum Gesetz der Welt machen und jede selbstsüchtige Herrschaft in den Staub treiben wird.“

#### Czernins Antwort und Rücktritt.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 19, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Nach langer Pause benutzte der Minister des Auswärtigen von Oesterreich-Ungarn, Graf Czernin, am 2. April eine Gelegenheit, auf die am 11. Februar von Präsident Wilson gehaltene Ansprache an den Kongreß zu antworten, in der dieser seine vier Grundprinzipien für einen gerechten und dauernden Frieden niedergelegt hatte. Er erklärte sich mit Herzlichkeit für die Annahme derselben bereit, wies jedoch darauf hin, daß eine Trennung Oesterreich-Ungarns von Deutschland ein Ding der Unmöglichkeit sei. Präsident Wilson habe eine derartige Absicht mit seiner Rede gewiß nicht verfolgt. Des weiteren erklärte er, daß vor Ausbruch der deutschen Offensive an der Westfront von französischer Seite eine Annäherung bezüglich Friedensunterhandlungen erfolgt sei. „Gott ist mein Zeuge“, beteuerte er, „daß wir alles mögliche versucht haben, eine friedliche Offensive zu vermeiden, aber die Entente hat es nicht gewollt. Eine Zeitlang vor dem Beginn der Offensive im Westen richtete Herr Clemenceau an mich die Anfrage, ob und auf welcher Basis ich bereit sei, in Verhandlungen einzutreten. Gemäß einer Vereinbarung mit Berlin erwiderte ich sofort, daß ich zu Verhandlungen bereit sei und daß, soweit Frankreich in Betracht komme, das einzige Hindernis, das ich auf dem Wege zum Frieden erblicken könne, das Verlangen Frankreichs nach Elsaß-Lothringen sei. Die Antwort von Paris lautete dahin, daß es unmöglich sei, auf dieser Basis zu verhandeln. Dann blieb uns keine andere Wahl übrig.“ Seine Schlussworte lauteten: „Ich gedenke nicht um Frieden zu betteln oder ihn durch Bitten und Klagen zu erlangen zu suchen, sondern ihn durch unser moralisches Recht und unsere physische Kraft zu erzwingen! Jede andere Taktik wird meiner Meinung nach nur zur Verlängerung des Krieges beitragen.“ Herr Clemenceau nannte den Grafen einen Lügner und ließ einen Brief Kaiser Karls veröffentlichten, der, an Prinz Sixtus von Bourbon gerichtet, die mögliche Abtretung Elsaß-Lothringens in Aussicht gestellt haben soll. Von gegnerischer Seite wurde dieser Brief als Fälschung bezeichnet, und zwischen den beiden Kaisern der Mittelmächte wurden wiederholt Versicherungen der Bundestreue ausgetauscht. Und Graf Czernin mußte seinen Abschied nehmen. Seine Rede, in der er versuchte, Frankreich die Initiative und Scheiterung jener Friedensvorschläge zuzuschreiben, hatte Kaiser Karl in eine unangenehme Lage gebracht. Czernins Rücktritt wird als von Berlin diktiert und als ein Sieg der Militärpartei angesehen.

#### Lloyd George, Irland und Westfront.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 19, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Mit rückhaltloser Offenheit zeichnete der britische Ministerpräsident, Lloyd George, die Kriegslage. Die Deutschen haben, 9

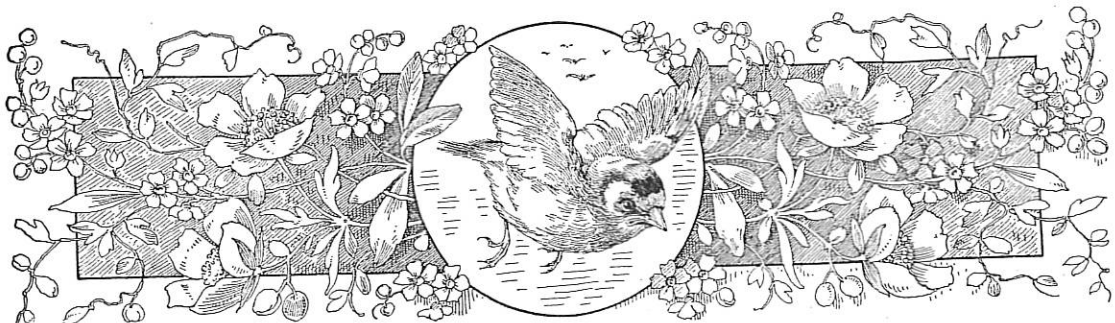
Meilen vor Amiens haltmachend, plötzlich im Norden, in Flandern, angegriffen, Armentieres, Eglise, Bailleul und andere Orte genommen und wollen 90,000 Gefangene und 1,800 Geschütze erbeutet haben. Lloyd George appellierte mit aller Macht der Rede ans Parlament, jetzt die Kraft des ganzen Volkes aufzubieten, und tat dabei den bedeutsamen Schritt, zu fordern, daß das Wehrpflichtgesetz auch auf Irland ausgedehnt werde. So recht und billig das ist, einen so heftigen Sturm erregte es in Irland. Er will die Iren indes durch die endliche Gewährung von „Home Rule“ gewinnen. Diese fordern nun aber zuerst Selbstverwaltung, ehe sie Aushebung zugestehen. Währenddessen tobt die größte Schlacht der Weltgeschichte, in der die Deutschen 106 Divisionen, über 1,590,000 Mann, aufboten, so daß, die Streitkräfte der Alliierten mitgezählt, gegen 3,000,000 um die Entscheidung ringen, und General Haig erließ den Armeebefehl: „Mit unseren Rücken gegen die Wand und an die Gerechtigkeit unserer Sache glaubend, muß jeder von uns bis zum Ende fechten. Rückzüge dürfen nicht stattfinden. Jede Stellung muß bis zum letzten Manne gehalten werden.“

#### Der Collinsviller Lynchmord.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 19, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Ein entsetzliches Verbrechen wurde an einem deutschen Bürger, dem Kohlengraber Robert Paul Präger, in Collinsville, einer Vorstadt von St. Louis in Illinois, verübt: er wurde von einem Pöbelhaufen nachts aus der Polizeistation, in die er sich Schutz suchend geflüchtet hatte, herausgezerrt und an einem Baume gehängt, wegen antiamerikanischer Äußerungen, die unbedingt strenge Strafe verdienten. Strafe zu verhängen ist aber einzig und allein Sache des Richters! Der soll und muß jeden Frevel ahnden, so schwer, wie es ihm das Gesetz nur ermöglicht. Ein Haufe wütenden Pöbels darf sich nicht anmaßen, dem Richter vorzugreifen, in keinem Falle, weder in dem eines Negers, der sich gegen die Gerechtigkeit verging, noch im Falle eines Mörders, der ein grausliches Verbrechen verübte, noch auch im Falle eines Ausländers, der sich unerlaubter Worte oder Handlungen schuldig machte. Präger, der vor seiner Ermordung noch betete und als ein Kind Gottes starb, stand, so urteilt die „Chicago Tribune“, „auf einer viel höheren Stufe der Menschlichkeit, und wenn er zehnmal ein Spion gewesen, als diese traurigen Gimpel des Alkohols und irreführten Parteigängertums. Daß diese tragische Tat unter dem Mantel des Patriotismus ausgeführt werden konnte, ist ein Beweis der Macht der dunklen Unwissenheit, welche die Tugend mißbraucht und in ihrem Namen Verbrechen begeht. Solche Ausbrüche sollten schnell bestraft werden. Eine Gemeinde kann dergleichen nicht immer verhüten, aber wenn begangen, sollte den Rättern mit unnachsichtiger Gerechtigkeit begegnet werden. Sie verdienen die volle Strafe des Gesetzes, und kein Vorschieben patriotischer Absichten sollte sie retten können. Das ist aber nicht genug: die vereidigten Diener des Gesetzes in Collinsville sollten auch bestraft werden, weil sie es unterließen, den unglücklichen Mann zu schützen.“ Das ist die Wahrheit, gut gesagt. Es sollte aber auch dies deutlich gesagt werden: daß das Gehen in Reden und Zeitungen aufhören muß, und daß neben jenen Scheusälen von Mördern und den pflichtvergessenen Gesetzesdienern auch diejenigen bestraft werden sollten, die durch ihre öffentlichen Geheben und Schriften, durch Andeutungen und „Prophezeiungen“ die „Macht der dunklen Unwissenheit“ erregt haben. Wir appellieren an das erprobte Rechtsgefühl der staatlichen und der nationalen Regierung, das Land vor weiteren ähnlichen Greueln zu beschützen, — im Namen der Demokratie und der Humanität, für die wir kämpfen!

W.



# Die Farbenpracht der Blumen.

Von Dr. Eugen Meller.



Betrachten wir die außerordentliche Farbenmannigfaltigkeit, wie sie uns in den zahllosen Blüten, Blumen und Früchten dargeboten wird, alle Abstufungen vom glänzendsten Weiß bis zum tiefsten Dunkelschwarz in sich schließend, so können wir einer so überraschenden Farbenverschiedenheit unsere staunende Bewunderung nicht versagen.

Wohl darf der Gedanke nahe liegen, daß es zunächst chemische Vorgänge sind, die den Farbenton der Blumen beeinflussen und auf die so vielfältigen vegetabilen Farbenveränderungen einwirken. Wenn wir aber imstande sind, im Mineralreiche die chemischen Vorgänge, welche Farbenveränderungen bedingen, zu verfolgen —

wir wissen z. B. was vorgeht beim Uebergang der weißen Farbe des Chlorosilbers in die schwarze —, so sind uns dagegen leider die chemischen Vorgänge in der lebenden Pflanze, wodurch sie die Mannigfaltigkeit der Farbenpracht erzeugt, bis jetzt ziemlich unbekannt geblieben. Wir kennen den chemischen Vorgang nicht, der z. B. die unreife Frucht des Pflaumenbaumes veranlaßt, vom hellsten Grün durch die verschiedensten Abstufungen des Hellrot nach und nach in Tiefdunkelblau überzugehen; es ist uns zwar bekannt, daß während des Reifens der Stärkemehlgehalt mit Hilfe der vegetabilen Säuren der Frucht allmählich in Zucker übergeführt werde, aber dies ist noch nicht ausreichend, um eine so außerordentliche, auffallende Farbenveränderung zu erklären.

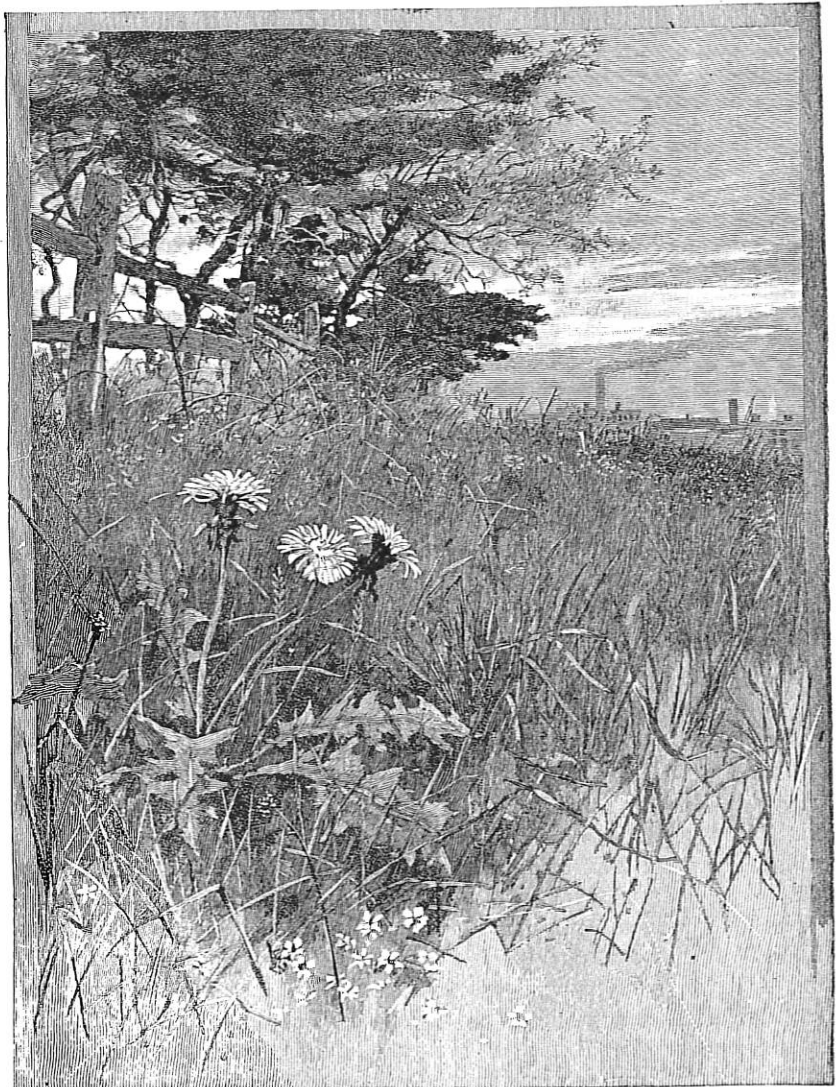
Man schreibt auch der Einwirkung des Lichtes einen wesentlichen Einfluß auf das Hervorbringen der Pflanzenfarben zu; daß aber die Bildung von vegetabilen Farbstoffen auch bei völligem Lichtabschlusse möglich sei, beweisen die Farbstoffe in der gelben Rübe, in der roten Rübe, im Monatsrettich, in der Mannawurzel u. a., die im Schoße der Erde sich entwickeln.

Aber nicht nur das Licht im allgemeinen, auch die Lichtstärke scheint auf die Intensität der Blumenfarbstoffe und auf die Farbenspielarten von Einfluß zu sein. Es spricht dafür schon die tiefe und lebhaftere Färbung der Blüten auf hohen Gebirgen und die Zunahme des Blütenfarbstoffes der gleichen Pflanzenart mit steigender Höhe bei sonst gleichen Boden- und Standortsverhältnissen. Diese Vermehrung der Farbstoffe, wie solche auf den Alpen und Karpaten beobachtet werden, steht sicher im Zusammenhang mit der stärkeren Sonnenstrahlung oder Höhe.

Ferner ist konstatiert, daß unter dem Einfluß der fast ununterbrochenen Lichtdauer

während des kurzen skandinavischen Sommers viele Gartenblumen Zentraleuropas nach ihrer Akklimatisation in Norwegen sich allmählich intensiver färben. Importierte Samen von Winterweizen, Mais, Erbsen, Bohnen werden von Jahr zu Jahr dunkler, bis sie endlich das Aussehen der einheimischen Früchte angenommen. Durch die lange Lichteinwirkung im Sommer werden in nördlichen Breiten die Blüten, Samen, Früchte und Gemüse nicht nur aromatischer, sondern es erhöht sich auch ihre Farbe, während die Zuckerproduktion bei der dort herrschenden ungenügenden Wärme gering ist. Ueber die Wirkung des elektrischen Lichtes auf Vegetation müssen eingehende spezielle Versuche in der Folge den Entscheid liefern; wir zweifeln nicht, daß auch in betreff des Einflusses dieses Lichtes auf Blumenfarben seiner Zeit interessante Resultate sich ergeben werden.

Unsere Kenntnis von dem Chemismus der vegetabilen Farbstoffe ist also bis jetzt eine noch nicht ganz vollkommene; dies ist der Grund, weshalb der künstliche Einfluß auf den Farbenton der Blüten und Blumen vorläufig noch geringfügig erscheint. Nach meiner Ansicht spielt der Gerbstoff in der Erzeugung vegetabiler Farben lebender Pflanzen eine bedeutende



Blumen am Wege.

Rolle; er fehlt fast in keiner Pflanze, auch nicht in den Blumenblättern, und nimmt durch die verschiedensten Agentien (wirkende Ursachen): Alkalien, Erden, Metallsalze, die mannigfachen Farbtöne an, vom Hellrosa bis zum tiefsten Schwarz. Eine Düngung mit Eisensalzen bringt daher in Blumen, die reich an Gerbstoff sind, eine dunklere Färbung hervor, indem, wie man weiß, Gerbstoff durch Eisensalze sich schwarz färbt (Zintenbildung). Man hat hier von in der Hortensien- und Georginenzucht praktischen Gebrauch gemacht. Hortensien, die, in gewöhnlicher Erde gewachsen, hellrot blühten, zeigten himmelblaue Blüten, wenn man die jungen Pflanzen in einen stark mit Eisenoxyd gedüngten Boden setzte oder die Pflanze zeitweise mit verdünnter Alaunlösung begoß. Durch ähnliche Manipulationen gelang es in England, grüne und sogar dunkelschwarze Georginen zu ziehen.



Glücklich zurück!

Jedem Blumenzüchter ist ferner bekannt, daß ein Wechsel des Standortes, d. h. eine Veränderung von Licht, Temperatur und Boden (Umpflanzen), mitunter Anlaß zur Bildung neuer Farben an den Blüten geben kann. Es scheint hiernach wahrscheinlich, daß gestörte Ernährung der Pflanze unter Umständen Veränderung der Blütenfarbe nach sich ziehe. Und warum sollte die bis jetzt allerdings noch vereinzelt stehende Tatsache — Einfluß geänderter Ernährung der Wurzel durch Düngung mit Eisenoxyd auf Farbtönen — in der Folge nicht Anlaß zu weiterer praktischer Verwertung in der Kunstgärtnerei geben? Wird doch in neuester Zeit sogar ein auffallendes Beispiel von Farbeneinfluß der Ernährung im Tierreiche erzählt! Es ist nämlich gelungen, statt der gelben und grünlichen Kanarienvögel hochrot gefiederte zu ziehen. Ein Vogelzüchter ist darauf

gekommen, einen jungen Kanarienvogel mit fein pulverisiertem, in eingeweichtes Weißbrot gemengtem roten Sahnenpfeffer zu füttern. Ohne dem Tierchen zu schaden, geht der Farbstoff des Gewürzes in dessen Blut über und färbt das Gefieder rot. Der berühmte Ornithologe Ruß glaubte, daß es wohl nicht unmöglich wäre, durch andere ähnlich wirkende Stoffe das Gefieder der Vögel nach Belieben zu färben.

Die Welt ist nun einmal im unaufhaltsamen Fortschritt begriffen. Wie wir unsere Vorfahren bebauern, daß sie auf den Gebrauch von Salgterzen und Postwagen sich beschränken mußten, so werden unsere Nachkommen, demnächst hoffentlich im Vollgenuß der elektrischen Kräfte, bereinst uns beklagen, weil wir nichts weiter hatten als Gas- und Dampfmaschinen. Der Analogie nach steht vielleicht (?) den Tier- und Pflanzenzüchtern der Zukunft in Aussicht, uns zu bemitleiden, da wir in unserer Ungeschicklichkeit es noch nicht ganz verstanden, Tier und Pflanze in jedem beliebigen Farbenschmuck erscheinen zu lassen. Vorläufig aber besorgen unsere Gärtner noch neue Farben und Farbennuancen mit Vorliebe auf dem alten Wege der Kreuzung verschiedener Spielarten der gleichen Spezies, indem sie den Inhalt des Pollens der einen Blume auf den Griffel der anderen übertragen. In vielen Fällen übrigens unterziehen sich auch schon längst inzuborkommender Weise gefällige emsige Bienen und anderes unberufenes Insektenvolk dieser gartenkünstlerischen Hilfsarbeit.

Neben chemischen Verhältnissen sind es nun aber auch physikalische, die den Farbtönen der Blumen beeinflussen. Daß ein unverkennbarer Zusammenhang zwischen Farbe und Form bestehe, ist bekannte Tatsache. Wir wissen sehr wohl, welchen Einfluß die Verteilung eines Farbstoffes auf den Farbtönen ausübt: ein derbes Stück Zinnober hat nicht die hellrote Färbung, welche feingepulverten Zinnober auszeichnet, es ist dunkelbraun und zeigt erst beim Reiben mit einem harten Körper hochrote Streifen. Je länger aber das Reiben des Zinnobers fortgesetzt wird, je weiter also die mechanische Verteilung fortschreitet, um so glänzender zeigt sich der Farbtönen. Quecksilberoxyd, in kristallisiertem Zustande hochrot, wird durch längeres Reiben hellpomeranzengelb. Tiefdunkelblaue Schmalte (Bläue) kann durch Pulvern und Schlämmen in ein vollkommen farbloses Pulver umgewandelt werden, welches niemand für identisch mit der ursprünglichen grobkörnigen Schmalte halten würde. Goldpulver in der feinsten Verteilung zeigt nicht die bekannte gelbe Farbe des Goldes, sondern eine blaugrüne, so daß es auf den ersten Blick kaum als metallisches Gold erkannt werden möchte. Dieses blaugrüne Goldpulver zu einem Korn zusammengeschmolzen, zeigt wieder die charakteristische Farbe des Goldes. Bringen wir ein dünnes Goldplättchen zwischen zwei durchsichtige Glasscheiben und halten es gegen das Sonnenlicht, so läßt es die Sonnenstrahlen mit blaugrüner Farbe durchfallen; die farbige Durchsichtigkeit des Goldes beginnt aber erst, wenn das Goldplättchen nur 1/2000 Linie dick ist. Offenbar hängt in den beiden hier erwähnten Fällen die Farbenerscheinung von der feinen mechanischen Verteilung der Materie ab. Hiermit im Zusammenhange steht auch die Farbenänderung fester Körper, wenn sie in Gas- oder Luftzustand übergehen. Im gasförmigen, also im sehr fein verteilten, Zustande ist das schwarze Iod violett, der gelbe Schwefel rot, der blaue Indigo purpurrot.

Alle diese Beispiele, denen unschwer noch weitere beigelegt werden könnten, beweisen den innigen Zusammenhang zwischen Farbe und Form. Etwas Ähnliches findet in Beziehung auf Form und Verteilung möglicherweise in der vegetabilen Natur

statt und übt auch hier Einfluß auf die Mannigfaltigkeit der Blumenfarbennuancen.

Die Blumenfarbstoffe sind fast ausnahmslos so vergänglich und unbefändig, daß sie in der Industrie keine Anwendung finden können — sie, Kinder des Lichtes, vertragen, aus dem Lebensverbande der Pflanze ausgeschieden, die Einwirkung des Lichtes nicht, sie bleichen im Lichte. Dies ist namentlich von dem verbreitetsten aller vegetabilen Farbstoffe, dem Blattgrün, zu bedauern. Könnte dieses zu einer dauerhaften Farbe verwendet werden, so würde wohl das giftige Grün keine so ausgedehnte und gefährliche Verbreitung gefunden haben. Welch herrliche Farbe bietet uns der Saflor der distelartigen Saflorpflanze! Sie wird zwar in der Seidenfärberei zur Erzeugung eines prachtvollen Rosenrots verwendet, aber leider ist dieses schöne Rosenrot höchst transitorischer Natur. Ebenso das herrliche Gelb aus den Blüten der wilden Reseda. Diese Pflanze wird ungeachtet der Unhaltbarkeit des von ihr gelieferten Pigmentes in Frankreich, England und einigen Teilen Deutschlands als Farbpflanze landwirtschaftlich angebaut.

Die weiße Farbe der Blumen, der Lilien, weißen Rosen und anderer wird gewöhnlich durch einen weißen Zellsaft hervorgebracht, kann aber auch von einem weißen Farbstoff, dem Blumenweiß (Antholeucin) herrühren, der in dem farblosen Zellsaft schwebend enthalten ist. Bekanntlich ist Weiß keine eigentliche Farbe, sondern der Inbegriff aller Farben oder der gesamten Lichtstrahlen in ihrer ungetrennten Verbindung. Durch Aenderung des Chemsismus der Pflanze mittels entsprechender Düngung ist es denkbar, die Fasern der weißen Blumenblätter zu veranlassen, daß nicht mehr ein weißer, ungeteilter, sondern vielmehr ein zerteilter, farbiger Strahl in unser Auge zurückgeworfen werde.

Die gelbe oder orange Farbe der Blumen, das Blumengelb (Anthoxanthin), ist in der Regel durch Umänderung des Blattgrüns entstanden. Es findet sich am häufigsten in Form kleiner Körnchen, bisweilen aber auch im Zellsaft gelöst vor. Man hat daher vom Blumengelb zwei Arten zu unterscheiden: in Wasser unlösliches (Xanthin) und im Wasser lösliches (Xanthin). Ersteres löst sich im Weingeist und Äther mit goldgelber Farbe, wird weder durch Alkalien noch durch verdünnte Säuren verändert, durch konzentrierte Schwefelsäure aber grün oder tief indigoblau. Das lösliche Blumengelb bräunt sich durch Alkalien.

In den blauen, violetten und roten Blumen (Kornblumen, Hyazinthen, Enzian, Veilchen, Rittersporn, Schwertlilien, Rosen, in den roten Mohnblättern u. s. w.) findet sich der Farbstoff fast ausnahmslos im Zellsaft gelöst. Die roten Farbstoffe der Rosen, Dahlien, Päonien u. a., dann die violetten Blumenfarbstoffe sind wohl nur durch Pflanzensäuren oder durch saure Salze rot gefärbtes Blumenblau (Anthochin).

Bei Betrachtung der bewunderungswürdigen Mannigfaltigkeit der Blumenfarben drängt sich uns vor allen Dingen aber unwillkürlich die Frage auf: Für wen blüht die Blume der Einöde? Für wen blüht sie in der bunten Schönheit ihres Farbenschmuckes? Kein menschliches Auge erblickt sie, aber sie blüht und prangt auch in der verlassensten Einöde unbekümmert um menschlichen Beifall. Und doch, wir dürfen den selbstlosen Reichtum der vegetabilen Farbenpracht, dessen Auftreten in den einzelnen Pflanzenspezies, nicht als etwas Zufälliges betrachten; es gibt nichts Zufälliges, Ueberflüssiges in der von Gott erschaffenen, weiter schaffenden Natur, wenn es uns bisweilen auch so erscheinen mag, sie stellt sich nicht dar in zwecklosen,



Auf der Blumenfuche im grünen Birkenwalde.

vermorrenen Produktionen. Wie der Gesang der Vögel verstummt, wo das glänzende, mit blendenden Farben geschmückte Gefieder hervortritt, so erscheinen auch die Farben der duftenden Blüten bescheidener als die glänzenden Farben der geruchlosen Blumen. Diese bekannte, im allgemeinen richtige Tatsache, wir dürfen sie nicht als gleichgültig oder gar zufällig unbeachtet lassen. In dem freien Leben der Farben, wie sie uns die blütenreiche Natur darbietet, waltet ein Gesetz, und dem Auge des Forschers wird ein gewisser Zusammenhang zwischen Farbe und Funktion der Pflanzenwelt in der Folge nicht verschlossen bleiben. Die Wahrheit des berühmten Aus-

spruches des großen Naturforschers Justus von Liebig: „Die Kenntnis der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Größe des Schöpfers“ — sie tritt uns auch in der stillen Werkstätte der Blumenfarben entgegen.

## Wenn die Rosen blühen.

Erzählung aus dem Leben eines jungen Soldaten. Von G. P.

Durch den Wald schritten sie langsam nebeneinander hin. Es war Rosenmond, und die Sonne schien, und sie waren beide jung und liebten sich, aber sie getrauten sich nicht, es einer dem andern zu zeigen.

„Wo nur die andern bleiben?“ fragte Renate und blieb stehen.

„Sie werden schon nachkommen,“ meinte Leutnant Boldert ruhig, und in seiner tiefen Stimme sang der weiche Tonfall.

Schweigend gingen sie weiter, am Seeufer entlang. Warum sprach er nur nicht? Renate blickte verstohlen zu ihm auf. Im selben Augenblick hatte auch er den Kopf gewandt, und als sein heißer Blick sie traf, errötete sie tief. Er faßte ihre Hand, die im lässigen Spiele den Sonnenschirm trug, streifte den hellen, langen Lederhandschuh von den feinen Fingern und küßte sie, einen nach dem andern, alle fünf, ganz sorgsam und mit bedächtiger Innigkeit.

Renates Hand zitterte unter seiner weichen Berührung — sie hielt es nicht mehr aus! Acht Wochen ging er nun im Hause ihres Vaters, des wohlhabenden Geschäftsmannes Helmig, aus und ein; wo sie auch in ihrem großen Verkehrskreise hinkam,

überall hatte er sich Eingang verschafft, jeder lud den stattlichen Offizier gern ein, und jeder wußte, daß er nur ihr wegen kam, und dennoch sprach er nicht. Warum nicht? Fast erzürnt machte sie ihre Hand frei mit einem kurzen: „Ach, lassen Sie mich!“ und trat in ihrer Befangenheit von ihm fort, ihr tat das Herz weh.

Am Waldrande stand ein riesengroßer Busch wilder Rosen, wie eine ganze Dornröschenheide breitete er sich aus, über und über bedeckt mit zartrosigen Blüten, die ihren feinen Duft mit dem leichten Winde mischten. Sie pflückte so hastig, daß sie sich an den Dornen verletzete. Ihr Begleiter zog ein Taschmesser heraus, nahm ihr den Strauß aus der Hand, putzte die Dornen ab und gab ihn ihr zurück, alles mit der gleichen ruhigen Selbstverständlichkeit, die ihr leidenschaftliches Temperament so reizen konnte.

Sie bezwang sich jedoch, nahm eins der schönsten Röschen und steckte es ihm an. Dabei sagte sie leise:

„Wilde Rose trägt ein Herz,  
Das in erster Liebe blüht!“

so heißt irgenbein Volkslied; und weiter geht's dann so:

Wilde Rose — erste Liebe —  
Dauern, ach, so selten weit!“

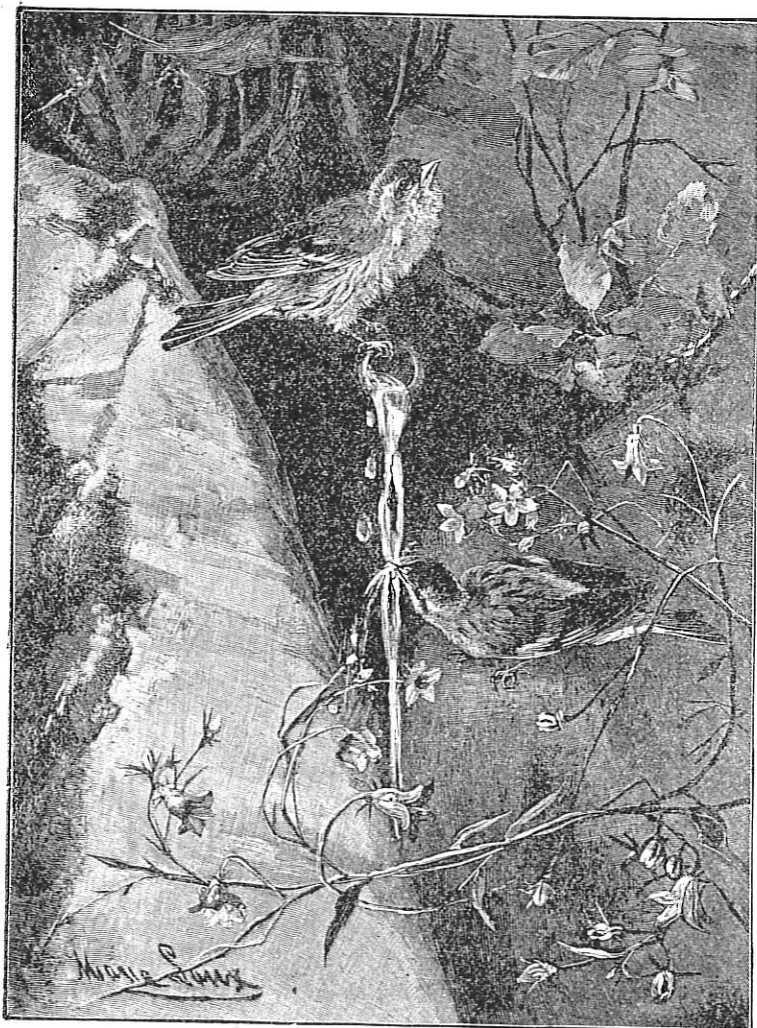
„Volkslieder sind meist reizend, aber oft lügen sie auch,“ entgegnete Herbert Boldert mit seiner tiefen, festen Stimme, nahm den holben Mädchenskopf vor sich in seine beiden großen, starken Hände, sah ihr tief in die feuchtschimmernden Augen und küßte sie dann mitten auf den Mund. Und sie seufzte in endlicher Befreiung und schmiegte sich eng an die breite Brust des Geliebten.

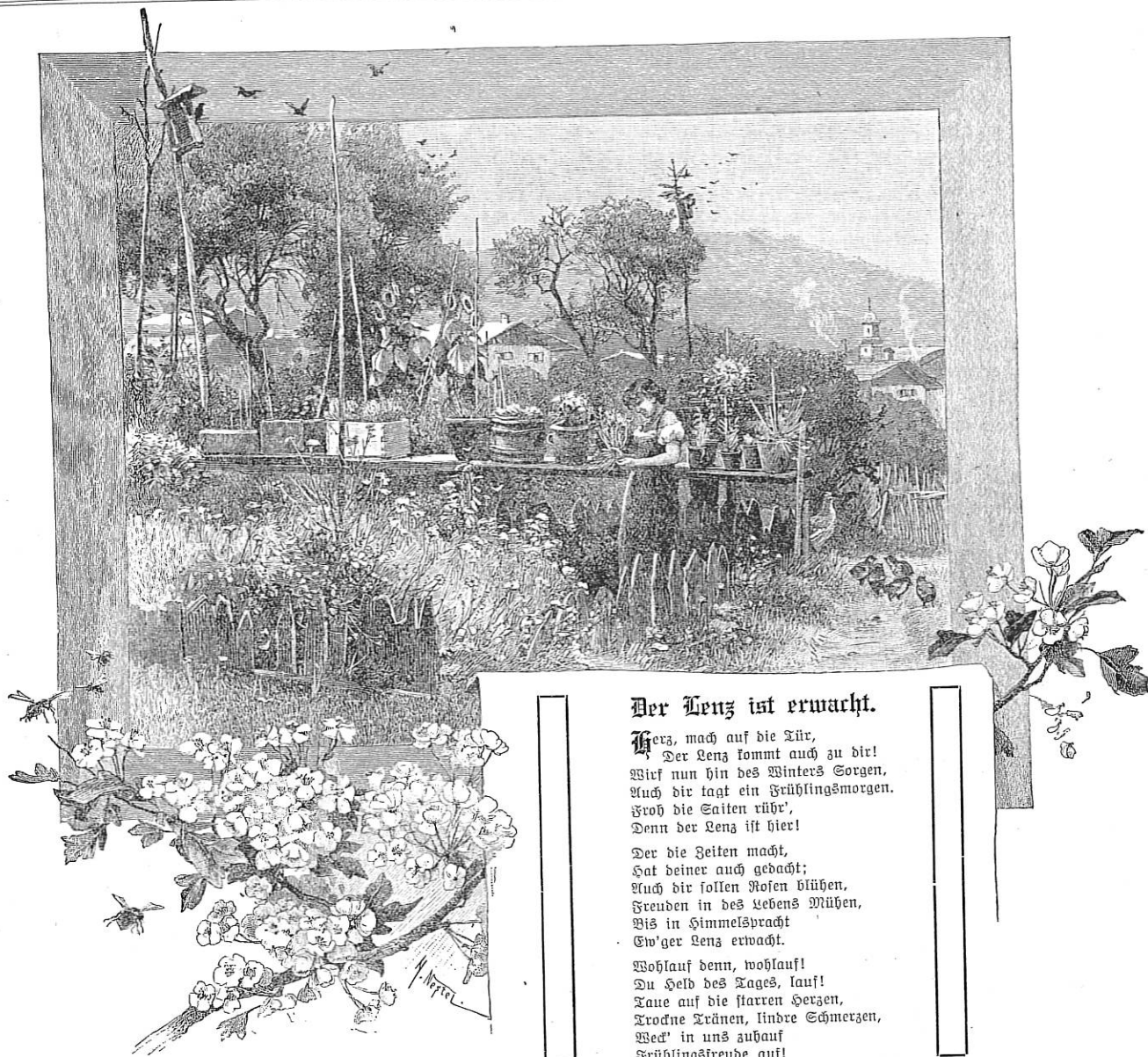
Dann fragte sie ihn: „Warum schwiegst Du so lang?“

„Weil ich erst ganz sicher sein wollte. Sieh, ich bin aus Bauernstamme, meine Eltern sind noch heute ganz einfache Leute, die am liebsten plattdeutsch reden und die ihre Bibel lesen, aber sonst vor allem Modernen einen scheuen Argwohn haben, als sei es immer und allemal das Schlechte. Sie sitzen auf unserem alten Familienhofe, und ihres Lebens Hoffnung ist, daß ich doch eines Tages den Abschied nehmen und die eigene Scholle bebauen werde. Da spielt natürlich die Frage: Wen wird der Jung' heiraten? eine sehr wichtige Rolle, und ich muß es Dir vorher sagen, Du wirst es nicht ganz leicht haben, mit den beiden alten Starrköpfen gut freund zu werden.“

Er hatte nur zu sehr recht. Der kurze Besuch, den er mit seiner Braut bei den Eltern machte, führte zu keiner Annäherung. Die alten Bolderts sahen in dem feinen Stadtfraulein mit elterlicher Eifersucht nur den Eindringling, der ihres einzigen Jungen Herz ihnen geraubt hatte, und weigerten sich standhaft, zur Hochzeit zu kommen, die in der Wohnung der Helmigs gefeiert wurde.

Da Leutnant Boldert durch ein mehrjähriges Kommando auch an die Stadt gebunden war, empfand der junge Ehemann die schroffe Zurückhaltung





### Der Lenz ist erwacht.

Herz, mach auf die Thür,  
Der Lenz kommt auch zu dir!  
Wirk nun hin des Winters Sorgen,  
Auch dir tagt ein Frühlingsmorgen.  
Groß die Saiten rühr',  
Denn der Lenz ist hier!

Der die Zeiten macht,  
Hat deiner auch gedacht;  
Auch dir sollen Rosen blühen,  
Freuden in des Lebens Mühen,  
Bis in Himmelspracht  
Gew'ger Lenz erwacht.

Wohlauf denn, wohlauf!  
Du Held des Tages, lauf!  
Taus auf die starren Herzen,  
Trockne Tränen, lindre Schmerzen,  
Weß' in uns auf  
Frühlingsfreude auf!

der beiden Alten nicht so besonders schmerzlich und hoffte, daß die Zeit und die Gewöhnung am besten helfen würden, ihren Widerstand zu überwinden. Wenn Vater Boldert seinem Sohne ab und zu einmal einen Brief schrieb, auf großem Bogen, mit ganz langsam und sorgfältig geschwörter Schrift, so verfehlte er nie, am Schlusse „der Frau Leutnant eine respektvolle Empfehlung“ mitzusenden.

Als Renate das zuerst las, lachte sie. Als auf ihre herzlich gemeinten Briefe aber nie eine direkte Antwort kam, sondern immer wieder nur dieser steife Titel, als sei und bleibe sie die Fremde, da mußte sie weinen und wollte doch nicht, daß ihr Mann es merken sollte, wie sie unter dieser Kälte litt. Erst als Herbert an einem frühen Sommermorgen an das Lager der jungen Frau trat, beide Arme voll Rosen, rote, herrliche Rosen, und die duftenden Blüten über sie und ihr schlummerndes Büschen streute, als ihr blaßes Gesicht ihn aus glückseligen Augen anlächelte, sprach sie es aus, was ihr so oft heimliches Weh bereitet hatte:

„Du, Herbert, der Bub' muß heißen wie Dein Vater: Lorenz! Vielleicht hilft das mir zu seinem Herzen den Weg öffnen.“

Da fühlte der Mann ihr stilles Leid und liebte sein Weib

nur um so inniger. Er nahm sich vor, so bald wie möglich mit Frau und Kind zu den Eltern zu reisen und das Verstehen mit List und Liebe zu erzielen. Sie mußten doch Renates Herzensgüte begreifen lernen, er vertraute so fest auf ihre sieghafte Kraft.

Doch es kam nicht dazu, seine Wünsche zu verwirklichen. Renates Gesundheit blieb nach der Geburt des Knaben zart und hinfällig, sie mußte allerlei Kuren gebrauchen, ja, schließlich mußten sie einen schon bei den Eltern angemeldeten Besuch telegraphisch absagen.

Die alte Frau auf der Farm, deren Züge herb und edig wie in Holz geschnitten waren, strich die Depesche glatt und steckte sie in die große Tasche ihrer Küchenschürze. Sie sagte kein Wort, erst als ihr Mann, der vor seinem Schreibpult saß und rechnete, fragte: „Wat hat denn de Jung telegraphiert?“ teilte sie ihm die Nachricht mit. Er las, sagte aber nichts. Wozu noch viele Worte machen, sie wußten ja beide ganz genau, was sie sich dachten.

So blieb es, wie es war. Aber dann, als die Rosen wieder einmal in warmer Nacht ihren Duft dem kühlenden Winde vermählten, der von dem kleinen See her über das Land zog, da rief der alte Boldert seine Frau aus dem Keller herauf in

den Garten und gab ihr wieder ein Telegramm, darin stand: „Es geht los! Zu Marinefliegern kommandiert. Komme nächstens.“ Herbert.

„Es is Krieg, Mutter, un der Jung muß mit!“ Weiter sagte er nichts und sah seine Frau starr an.

Die bewegte die Lippen, aber es kam kein Laut hervor. Sie drehte sich um und ging still an ihre Arbeit zurück. Aber die Arme zitterten ihr so, daß sie die Milchfatten nicht mehr halten konnte und die junge Magd rufen mußte. Da fühlte sie plötzlich, wie alt sie schon war, bald 68 Jahre, und sie sackte auf den Holzschemel nieder und weinte hilflos.

Hin ging die Zeit. Es war ein wundervoller Herbsttag, klar und reif, wie alter Wein. Im Garten stand nun doch ihr Herbert, im Lebertwams von Kopf zu Fuß, und nahm von den Eltern Abschied.

„Sag mal, Junge,“ — die Mutter stockte — „hat sie — ich meine — Deine Frau — sie war wohl sehr verzweifelt und macht es Dir gewiß sehr schwer?“

„Du kennst sie eben nicht, Mutter! Sie ist eine rechte Soldatenfrau und hat ein starkes, tapferes Herz.“

Sein braunes Gesicht strahlte, als er von seiner Frau sprach.

Frau Boldert ging zu dem Rosenbeete, das ihr Stolz war, die Remontanten, die im Herbst noch einmal blühen, standen in voller Pracht. Sie brach die schönsten.

„Nie soll weiter sich ins Land  
Lieb' von Liebe wagen,  
Als sich blühend in der Hand  
Lassen Rosen tragen.“

Der sonst so herbe Mund lächelte gütig und sprach das Verslein so feierlich, als sei es ein Kirchenlied.

„Nu kiet, Mutting,“ — Vater Boldert lachte gemüthlich — „nu reb't sie all in Versen wie so'n Dichter!“

Herbert aber barg die duftenden Heimatgrüße, nachdem sie sorglich verpackt waren, und die Augen wurden ihm feucht, wenn er an die Freude seiner Frau dachte. Da standen sie in scheuem Staunen neben ihm, seine beiden Mädchen.

„Und Du, Herbert, grüß' auch schön, Deine Frau, meine ich!“ sagte Mutter und wischte sich die Augen.

„Ja, von mir auch, grüß' Deine Renate!“ sagte Vater.

Herbert freute sich, — nun mußte er, jetzt fange die harte Rinde an zu schmelzen. Und dann machte er seinen Abschied.

Der Winter kam und zog langsam vorbei. Mutter Boldert hatte ganz vergessen, daß sie schon eine alte Frau war. Die erste des Morgens, die letzte vom Abend, arbeitend, sinnend, betend durchlebte sie die Tage, stets bereit, zu helfen, zu geben, wo Kriegsnot und Kriegsleid nach Hilfe und Trost verlangte. Wenn am frühen Abend der Nordweststurm durch die alten Linden brauste und sich in dunklen Nächten zum Orkan steigerte, sanken ihr wohl die nimmermüden Hände mit dem Strickzeug in den Schoß, und sie lauschte hinaus mit starrem Blicke, bis ihr die Augen feucht wurden und sie die Brille abwischen mußte. Dann stand ihr Mann schwerfällig auf und ging vor die Haustür hinaus, die ihm der Sturm fast aus der Hand riß. Still kam er wieder, und still fragend blickte sie zu ihm hin. Doch sein Auge wich ihrem Fragen aus, und dann senkte sie den müden, alten Kopf mit dem schlicht geschittelten weißen Haar. Man mußte eben still sein und vertrauen, da half das Reden auch nicht darüber fort. So warteten sie durch manche schwere Sturmnacht und verloren den Mut nicht.

Aber in einer lautlos stillen Märznacht fuhr die alte Frau plötzlich mit jähem Aufschrei aus dem Schlafe empor, ihr war,

als hätte „ihr Jung“ nach ihr gerufen — von da wartete sie in dumpfem Wachen.

Und als es dann wirklich Frühling war, da spielte ein Knabe in zartestem Alter im Sonnenschein vor dem grünumrankten Hause, und zwei Frauen, in tiefes Schwarz gekleidet, saßen nährend in der Laube und sprachen nur hie und da ein Wort. Die alte Frau warf zuweilen einen forschenden Blick auf das zarte, blasser, junge Gesicht ihrer Schwiegertochter, deren äußere Ruhe ihr fast unheimlich war, und die ihr doch durch solche starke Selbstbeherrschung innerlich näher rückte, als wenn sie mit lautem Weinen und Klagen bei ihr Trost gesucht hätte. Daß sie an dem Verluste ihres Herbert schwerer litt, als sie zeigen wollte, das hatte die Alte erst gestern heimlich beobachtet. Als sie im Abenddämmern nach der Wiese ging, sah sie hinten am Teiche die junge Frau, zusammengesunken kauerte sie auf einem Baumstumpf, die Hände vor's Gesicht gelegt, schluchzte sie herzbrechend, und die zarten Schultern schüttelte das bittere Leid. Die Unken riefen ihren dumpfen Klage laut, es klang wie „Ertrunken! Versunken! Ertrunken! Versunken!“

„Dat geiht so nich! Dat geiht jo nich gaud!“ murmelte die erschütterte Mutter vor sich hin. Silig war sie zum Kinderzimmer gegangen, hatte den Kleinen leise bis dicht zu der in Gram Versunkenen geführt und ihm dann zugeflüstert: „Nu ru' mal ganz laut: Mutting!“

Und der Kleine jubelte sein helles, zärtliches „Mutting!“ und wackelte auf den dicken Beinchen zu ihr hin, die das tränenfeuchte Antlitz in seine blonden Locken barg, so daß sie die nicht mehr sah, die ihr den Trost gebracht hatte.

Heute saßen sie still beieinander und waren fleißig. Arbeit ist die beste Medizin, das war Grundsatz bei den alten Leuten, und Renate fügte sich der straffen Hausordnung an.

„Mutter,“ sagte sie und blickte mit ernstern, bittenden Augen auf, „darf ich morgen alle Deine schönen Rosen pflücken?“

„Ja, Kind, das tu Du nur!“

Dann schwiegen sie wieder und hingen ihren traurigen Gedanken nach. Morgen war Herberts Geburtstag.

Als Vater Boldert am Morgen früh um vier die Vorhänge aufzog und ins Wetter schauen wollte wegen der Heuernte, sah er im Garten die junge Frau. Sie hatte ein weißes Kleid angelegt und eine weiße Seidenjacke darüber gezogen, denn der Morgen war kühl. Im Arme trug sie einen großen Korb, der bis zum Rande mit Rosen angefüllt war, mit Rosen in allen Farben, taufisch und duftend, als seien sie eben aus des Schöpfers Hand geglieten. Nun schritt sie dem Gartentor zu und folgte dem schmalen Fußpfade, der durch die Wiesen zum See führte.

Der Alte erschrak . . . sie wollte doch nicht —?

Aber seine Frau lachte ihn beinahe aus: „Schäm' Dich, das von der Lieben Renate zu denken! Laß sie man ruhig gehen. Sie tut nichts Unrechtes!“

So fein verstand die einfache alte Frau, was im Herzen des jungen, einsamen Weibes vor sich gehen mochte, das mit seiner blühenden Opferlast dem See entgegenwanderte.

Es ging zwischen blühenden Dornhecken und Rosenbüschen hin, über Weiden, auf denen prächtige Röhre behaglich den feuchten Klee mahlten, an schwarzgrünem Weizen und lichterem Haferschlägen vorbei. Höfe und Gehöfte lagen, ins Grün ihrer Obstbäume gebettet, friedlich in der Morgensonne, und Renate atmete tief und stark den kräftigen Lufthauch ein, der ihr die Nähe des Sees kündete.

Da stand sie nun — am Wasser. Nichts wußte sie Näheres über Herberts Ende, nichts, gar nichts! Das Flugzeug

war nicht zurückgekehrt, Schweigen herrschte und Dunkel, alles Fortschreiten war umsonst, niemand gab Antwort, nur der kleine See rauschte seinen dumpfen Sang. Renaten schien sein Rauschen Todesklage aus tausend Orgelschönen — — weinend brachte sie ihm ihre Rosen und warf sie so weit hinaus, wie sie nur konnte.

Dann kam der Tag des Abschieds von den Schwiegereltern. Renatens Schmerz war zur stillen Ergebung gereift, und nur für ihres Knaben Glück besorgt, lebte sie wieder in ihrem schönen Heim in der Stadt.

Da, eines Abends spät, das Haus war ganz geschlossen, stürzte die Nachtlöde beim Pförtner, und nicht lange, so gelte auch durch ihre schlafstille Wohnung unaufhörlich die Klingel.

Renate fuhr aus erstem, traumlosem Schlafe, im Korridor lärmte und schallt man, eine Männerstimme verlangte dringend Einlaß, und ehe sie sich noch besinnen konnte, wessen Stimme da so ungeniert laut wurde, riß jemand an ihrer Tür. Hastig öffnete sie.

Ihr alter Schwiegervater stürzte herein, riß sie an sich, und unter Lachen und Schluchzen stammelte er nur immer von neuem: „Du heßt'n wedder, lütt Deern! Du heßt'n wedder! Hei lewt, lütt Deern! Du heßt'n wedder!“

Als Renate begriff — — es war zu viel des Glücks! Durch die Vermittlung eines holländischen Geistlichen war ein Brief

von Herbert selbst angelangt: er war bei einer Luftfahrt verirrt und schwer verwundet gefangen genommen worden; monatelang am Rande des Grabes, hatte durch Gottes Gnade seine kräftige Natur doch schließlich gesiegt, seine ersten Nachrichten waren anscheinend verloren gegangen oder nicht weitergegeben worden, nun endlich hoffte er, bald wieder heimkehren zu dürfen. Es ging ihm ganz gut — so schrieb er und flehte um Nachricht, um baldige Nachricht!

Und der alte Mann, der sonst so steif und unbeholfsam mit der vornehmen Frau tat, der nicht in die Großstadt wollte, und dem das Zärtlichsein so fremd war, der saß nun auf dem Bett-rande und streichelte den Kopf der kleinen Frau, die ihn ohne Scheu an seinem alten treuen Herzen barg und in Freude und Glück leise schluchzte.

„Min Döchtling! Min oll lein Döchtling! Nu is jo allens wedder good! Nu heßt'n jo wedder!“ so tröstete er weich und zart an ihr herum, und sie dankte ihm, indem sie leise flüsterte:

„Min Wabbing! Min oll Wabbing!“ Und daß sie, die feine, stolze Frau, in seiner Heimatsprache rebete, das klang ihm süßer als irgendetwas Laut in der Welt!

Am andern Morgen ging Renate und holte an Rosen ins Haus, was sie nur finden konnte, und schmückte Herberts Zimmer bis in jeden Winkel hinein mit der duftenden Pracht. Jetzt war es wieder Frühling, und die Rosen ihrer Hoffnung blühten.

## Ich bin gewandert, ich bin gegangen.

Lied für die „Abendsschule“ von Wilhelm Benignus.

Ich bin gewandert, ich bin gegangen,  
Ach, so weit! Von Lande zu Land,  
Selbst über Meere ging mein Verlangen,  
Doch was ich suchte, ich nimmer fand.

Heideblumen, so zarte, feine,  
Auf meinem Wandern sah ich da,  
Wohl am meisten liebte ich eine —  
Wie vergess' ich dich, Erika!

Edelweiß auf den Alpenhöhen,  
Alpenrosen in Glut dazu,  
Wunderschöne, hab' ich gesehen,  
Sommerfort suchend, ohne Ruß'.



Herrliche Tropenblumen sah ich  
In des Urwalds dämmernder Hall',  
Rosen, purpurne Rosen sah ich,  
Ging vorbei an den schönen all.

Ich bin gewandert, ich bin gegangen,  
Ach, so weit! Von Lande zu Land,  
Selbst über Meere ging mein Verlangen,  
Doch was ich suchte, ich nimmer fand.

Bis ich dich sah, du holde Blüte!  
Was ich suchte, ich fand's in dir.  
Aus deinen Augen voll Lieb' und Güte  
Strahlt die Sonne des Glückes mir.

## Die höchste Anerkennung.

Für die „Abendsschule“ zur Hundertjahrfeier des Staates Illinois, aus dem Englischen überseht von J. M. Bonne.

Es war am Morgen des 18. November 1863, als eine Gruppe hervorragender Persönlichkeiten mit einem Spezialzug von Washington abfuhr. Es mußte wohl eine besondere Veranstaltung sein, die sie hinausführte, da eine Musikkapelle in ihrer Begleitung war und sich unter ihr Männer von Bedeutung befanden. Da waren die Richter des Obergerichts der Vereinigten Staaten, die Häupter der Verwaltungsfächer, der Oberbefehlshaber der Armee mit seinem Stabe und Mitglieder des Ministeriums. In ihrer Mitte, alle überragend, stand wie in Gedanken verloren ein Mann mit ernstem, mildem Antlitz: ein Mann schwerfällig von Bewegung und nachlässig im Anzuge; ein Mann ohne besondere Anmut im Aussehen und Wesen, in dessen hageren Zügen die Schmerzen über die Sünden eines ganzen Landes zu liegen schienen.

Dieser Mann war Abraham Lincoln, der Präsident der Vereinigten Staaten. Er war mit seinen Begleitern auf dem Wege, der Einweihung des nationalen Friedhofes in Gettysburg, die am folgenden Tage stattfinden sollte, beizuwohnen. Ernst und beinahe gleichgültig blickten seine Augen durch das Fenster des Zuges in die stets wechselnde stille November-Landschaft. Dann und wann sprach er leicht mit seinen Begleitern, dann und wann hatte er blitzartige Einfälle des ihm eigenartigen Humors, der ebenso wie seine Größe mit seinem Namen verbunden ist, aber sonst war sein Geist heute niedergeschlagen und bekümmert. Die Last, die auf seinen Schul-

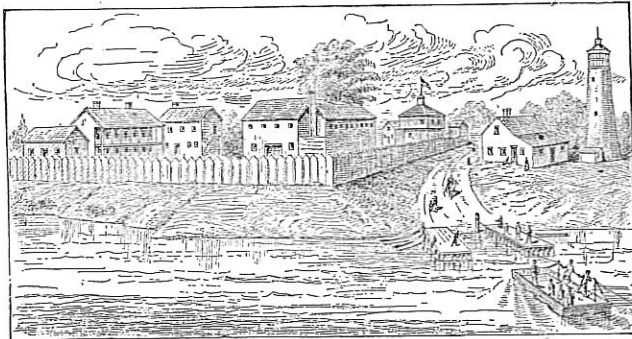
tern ruhte, empfand er oft als eine zu schwere Bürde. Die Verantwortlichkeit als Haupt — beinahe Diktator des Landes — zu einer Zeit, da es durch Krieg zerstört und zersplittert war, schien seinen Geist und Körper oft zu erdrücken. Und morgen sollte er eine Rede halten vor Tausenden von Menschen, die von dem Präsidenten etwas ganz Besonderes erwarten würden; eine Rede, die würdig sei, von denen gehört zu werden, die an der Geschichte des Landes arbeiteten — etwas Brillantes, etwas Beredtes sollte es sein, etwas, das Kraft und Saft hatte. Ein grimmiges Rächeln flog auf einen Augenblick über seine Züge. Von ihm — Abraham Lincoln — der in einer Blockhütte erzogen, der nur dann und wann eine einfache Landschule besucht hatte, der sich von den Brocken, die von den Fischen der Reichen fielen, Kenntnisse gesammelt hatte, von ihm wurde so Großes erwartet! Sein Blick wanderte durch den Wagen des Zuges. Dort saß Edward Everett, der Hauptredner des Tages, der vollkommene „Gentleman“, der eifrige Schüler, der Erbe von Traditionen der Gelehrsamkeit und Bildung. Gedanken-voll sah der Präsident nach ihm hin. Ja, von ihm konnten die Leute eine schöne, glänzende Rede erwarten, und er würde sie auch nicht enttäuschen. Das ihm angeborene Talent, sowie Gelegenheit und Neigung hatten ja dahin gewirkt, einen vollkommenen Redner aus ihm zu machen. Trotz der geringen Schulbildung, die Lincoln genossen hatte, war sein Englisch zwar auch stets klar und fernig,

aber — wie er fürchtete — ungeschliffen und mangelhaft in Aus-  
führung und Vielseitigkeit des Ausdrucks. Was nützte es ihm, eine  
Rede auszuarbeiten, die sich nicht einmal annähernd mit der herr-  
lichen Rhetorik Everetts vergleichen konnte? Er seufzte. Und doch  
hatte das Volk ein Recht, das Beste von ihm zu fordern, und das  
wollte er ihm auch geben; kurz und bündig wollte er sich fassen, aber  
seine Worte sollten durchdrungen sein von seiner innersten Ueber-  
zeugung. Und da die Arbeit nun einmal getan sein mußte, so  
wollte er auch gleich ans Werk gehen. Seine große, kräftige, Spu-  
ren harter Arbeit zeigende Hand griff erst in eine, dann in die an-  
dere Tasche und zog endlich einen halb verstümmelten Bleistift her-  
vor. Suchend umher schauend, bemerkte er, wie der Staatssekretär  
ihm gegenüber saßen ein Paket mit Büchern geöffnet hatte und das  
braune Papier, in Zickzack gerissen, am Boden lag.

Seinen langen Arm ausstreckend, sagte der Präsident: „Herr  
Edward, ich möchte gerne etwas schreiben, wollen Sie mir dieses  
Papier dazu überlassen?“

Doch der Sekretär protestierte dagegen und erbot sich, besseres  
Papier zu suchen. Aber Lincoln hatte seinen Willen, und in wen-  
igen Minuten flog der unsaubere Bleistift über das Papier, und  
den mächtigen Kopf, das tiefgefurchte Gesicht über das Papier ge-  
neigt, war der Präsident gänzlich in seine Arbeit vertieft.

Während Stunde auf Stunde verging, arbeitete er mit der  
ihm eigenen peinlichen Sorgfalt an der Rede, eng aneinander  
schließende Wörter und Sätze zusammenfügend. Wie der Bildhauer  
die lebendige Statue in dem toten Marmor sieht, wie des Künstlers  
Phantasie sich das Bild ausmalt, das er erst schaffen will, wie der  
Komponist von den Melodien seines Liedes träumt, so muß auch



Port Dearborn im Jahre 1816.

der Schriftsteller eine klare Vision von dem Ganzen haben, ehe er  
seine Arbeit beginnt.

Abraham Lincoln, der ganz genau wußte, was er sagen wollte,  
sah seine Sätze steif und leblos. Es flog ihm einige Male durch  
den Sinn, daß sie für Everetts seine Kunst Saiten sein müßten,  
denen er Melodien zu entlocken verstehen würde, während es für  
ihn selbst bloß Werkzeuge waren, mit denen er arbeitete. Doch  
dieser Gedanke störte ihn, und er versuchte ihn abzuschütteln. Da  
aber das Schwert für seine Hand gemacht schien, so wollte er es  
auch führen; vielleicht, daß er sowohl wie Everett die Macht hatte,  
geradewegs zum Herzen des Volkes zu sprechen, zu der Nation, die  
mit ihm als Führer für ein großes Ziel kämpfte. Wenigstens soll-  
ten seine Worte das Gepräge der Wahrheit und Aufrichtigkeit ha-  
ben. So strich er hier und da ein Eigenschaftswort, hier und da  
eine Phrase, somit den innersten Kern seines Gedankens bloßlegend.  
Einfach und schmutzlos sollten die Worte sein, die er zu dem Volke  
sprach, mit dem er durchaus ehrlich sein wollte. Und als er geen-  
det und seine Arbeit übergelesen, ließ er das Papier fallen und sah  
wieder zum Fenster hinaus. Es war das Beste, was er tun konnte,  
aber ihm schien die Arbeit mißlungen. So, mit dem unangeneh-  
men Gefühle, seine Arbeit schlecht getan zu haben, hob er das Pa-  
pier auf, faltete es zusammen und steckte es in die Tasche. Dann  
den Gedanken daran wie als etwas Unabänderliches fallen lassend,  
begann er heiteren Tones mit seinen Freunden zu sprechen.

Es war am Morgen des folgenden Tages, am 19. November  
1863, als sich wie in Meereswogen eine ungeheure, schweigende  
Menschenmasse über den Platz wälzte, wo vor noch nicht langer Zeit  
die Schlacht von Gettysburg geschlagen war. Darunter befanden  
sich verwundete Soldaten, die vor kaum vier Monaten auf diesem  
stillen Felde durch sengende Feuer sich einen Weg gebahnt, die die-  
jenigen hatten sterben sehen, die hier begraben lagen; ernst und ge-

messenen Schritten dort Truppen einher, die schon bald wieder zum  
Kampfe geführt werden sollten; Amerikaner aller Klassen und  
Stände hatten sich hier zu Tausenden versammelt, und über ihnen  
allen, auf der offenen Tribüne, saßen die Häupter des Landes,  
Piloten, die heute das Ruder des Staates still stehen ließen, um  
denjenigen in der Erinnerung zu ehren, die hier ihren Tod gefun-  
den! Die meisten dieser Männer, die den Ehrenplatz einnahmen,  
sind schon hinübergegangen in die Ewigkeit, aber ihre Namen leben  
unsterblich in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Alle wen-  
deten an diesem denkwürdigen Tage ihre Gesichter dem Redner des  
Tages zu, dessen tiefe Stimme die Aufmerksamkeit der Versamm-  
lung festhielt.

Everetts Rede, die sich einen Platz in der Literatur des Lan-  
des erworben hat, dauerte zwei Stunden lang, währenddessen die  
Menge ihm unermüdet zuhörte, vielleicht ebenso sehr bezaubert von  
der Würde seiner vornehmen Erscheinung und seines Wesens als  
von der Rede selbst. Er sprach, wie man erwartet hatte, von der  
großen Schlacht, die auf diesem Felde geschlagen, von den Ursachen  
des Krieges und von den Resultaten, die noch zu erzielen seien. Es  
war eine Rede, klar, logisch und padeud, aber es gab doch einige  
unter den Zuhörern, die, obgleich in Sympathie mit der guten Sache  
des Nordens, unruhig wurden, als dieser Mann, den Amerika so  
reichlich mit Lorbeerfränzen gekrönt, von den Amerikanern als Re-  
bellen sprach, und von der Sache, für die ehrliebe Amerikaner ihr  
Leben gaben, als ein Verbrechen. Es war Kriegszeit, wo die Lei-  
denschaften der Menschen leicht entflammt sind, aber es gab doch  
einige in der Menge, welche dachten, daß Edward Everetts große  
Rede größer gewesen, wäre sie unvermischt geblieben mit Bitterkeit.

Als die klare, tiefe Stimme Everetts verstummt war, begrüßte  
ihn der Beifallssturm der Menge. Wußten doch alle, daß diese  
Rede ein Ereignis in ihrem Leben war. Sie applaudierten wieder  
und wieder, wie gute Bürger einen Mann zu ehren wünschen, der  
ihnen der Ehre würdig erscheint. Endlich, nachdem der Gouverneur  
von Massachusetts, der Gesandte a. D. für England, der Staats-  
sekretär a. D. und der Senator a. D. der Vereinigten Staaten —  
alle von distinguiertem Aussehen — ihre Plätze eingenommen,  
löste sich eine große, hagere Gestalt von der Gruppe auf der Tri-  
büne los, schritt langsam und schwerfällig über den offenen Raum  
und stand nun vor der Versammlung. Eine Bewegung und ein  
Flüstern ging plötzlich durch die Menge, als ob der Wind über ein  
Feld mit Mohnblumen weht. Es war der Präsident. Eine be-  
klemmende Stille folgte, während jedes Auge an der seltsamen Er-  
scheinung hing und jedes Ohr wie gespannt auf den ersten Ton sei-  
ner Stimme lauschte. Plötzlich begann er seine Rede in so seltsam  
schrillen Klängen, daß die Wirkung auf die Versammlung eine fast  
erschreckende und ununterdrückbare war. Nach Everetts torenen  
Tönen, nach der Spannung, mit der man dem Präsidenten entgegen  
gesehen, war diese außerordentliche Erscheinung, diese schrille,  
dünne Stimme, aus dem mächtigen Körper kommend, zu viel für  
den Humor des amerikanischen Volkes, das stets mehr empfänglich  
war für den Humor als für die Ehrerbietung. Ein unterdrücktes  
und doch vernehmbares Richern lief durch die Menge, um jedoch  
ebenso plötzlich zu verstummen, aber niemand, der den Präsidenten  
kannte, zweifelte, daß er es gehört und verstanden hatte. Nach  
einer Pause, zu kurz, um bemerkt zu werden, fuhr er in seiner Rede  
fort, und während seine Stimme mit jeder Sekunde an Umfang  
und Festigkeit zunahm, sprach er mit Würde und Kraft. Kein Rä-  
cheln war jetzt auf den Gesichtern der Zuhörer sichtbar; fast hielten  
alle den Atem an, um kein Wort der Rede zu verlieren. Sich des  
ersten schlechten Eindrucks wohl bewußt und ihn doch unbeachtet  
lassend, ragte seine hohe Gestalt — sechs Fuß und vier Zoll — über  
alle hervor, unbekümmert, daß er diesen ersten Eindruck durch den  
Zauber seiner Persönlichkeit in einem einzigen Satze vernichtet  
hatte. Er war nur von dem einen Gedanken beseelt, daß dieses  
Volk sein Volk war, daß er ihm etwas zu sagen hatte, und daß da-  
her er selbst oder seine Stimme von keiner Bedeutung seien.

„Es sind jetzt siebenundachtzig Jahre,“ begann der Präsident,  
„daß unsere Väter auf diesem Kontinent eine neue Nation gründe-  
ten, die, geboren in Freiheit, den Prinzipien geweiht wurde, daß  
alle Menschen mit gleichen Rechten geschaffen seien. Jetzt, in der  
Mitte eines Bürgerkrieges stehend, ist es unsere Aufgabe, zu er-  
proben, ob diese Nation, so entstanden und errichtet, auf die Dauer  
bestehen kann. Wir sind zusammengekommen auf diesem großen  
Schlachtfelde des Krieges. Wir sind gekommen, um einen Teil  
desselben zur letzten Ruhestätte derjenigen zu weihen, die hier ihr

Lebensblut dahingaben, damit diese Nation nicht zugrunde gehe. Es ist recht und billig, daß wir dieses tun. Aber in einem tieferen Sinne können wir diesen Boden weder einweihen, noch segnen, noch heiligen. Die braven Männer, tot oder lebend, die hier gekämpft, haben ihn geheiligt, wie es nicht in unserer Macht steht, ihn zu heiligen. Was wir hier heute sagen, wird von der Welt kaum vernommen und bald vergessen sein, aber was die Tapferen hier erkämpft, wird ewig in der Geschichte dieses Landes fortleben! Viel mehr ziemt es uns, den Lebenden, unsere ganze Kraft dem unbesendeten Werke zu weihen, welches jene, die hier gefochten, so heldenmütig befördert haben. Viel mehr ziemt es uns, unser Leben der großen Aufgabe zu widmen, die noch vor uns liegt, daß die Toten, die wir heute ehren, uns mit neuer Begeisterung und Hingebung für eine Sache erfüllen, für die sie ihr höchstes Gut, ihr Leben, hingaben — daß wir uns hier feierlich vornehmen, daß der Tod dieser Tapferen nicht umsonst gewesen sein soll, daß diese Nation im Namen Gottes wiedergeboren werden soll in Freiheit, und daß die Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk bestehen bleibe für alle Zeit!"

Lautlose Stille herrschte in der ungeheuren Versammlung. Die große Gestalt des Präsidenten stand vor allen wie durchgeistigt und verklärt von seinen mit solcher Ueberzeugung gesprochenen Worten. Aber in dem tiefen Schweigen wurde seine Haltung bald wieder schlaff und linksch. Einen Augenblick noch sah er wehmütig und resigniert über die große Versammlung, die so merkwürdig still zu ihm aufsaß, ohne eine Hand zum Beifall zu erheben. Dann, langsam und schwerfällig, schleppte sich der große, ungelentige Mann nach seinem Plak zurück, und noch immer kam kein Laut des Beifalls oder der Anerkennung von der Menge. Nur ein Seufzen wie Murmeln der Wellen ging durch die Reihen. Lincoln fühlte es wie einen Stich im Herzen. Seine Rede war also, wie er gefürchtet, mißlungen. Daß diese seine Landsleute, denen er das Beste gegeben, das er hatte, ihm nicht einmal einen oberflächlichen Beifall zollten, schnitt ihm tief ins Herz. Dann wurde er gewahr, daß die Musik anstimmte und der Chor ein Trauerlied sang. Seine Aufgabe war getan, aber sie schien ihm mißlungen.

Als die Förmlichkeiten vorüber waren, kam Everett schnell auf den Präsidenten zu und sagte: „Herr Präsident, Ihre Rede —“ jedoch Lincoln, der ihn freundlich lächelnd ansah und eine Hand auf seine Schulter legte, unterbrach ihn, indem er sagte:

„Es ist besser, wir sprechen nicht von meiner Rede, Herr Everett! Es ist nicht das erste Mal, daß ich das Gefühl gehabt habe, daß meine Würde mir nicht erlauben sollte, in der Öffentlichkeit zu reden.“ In herzlichen Worten fuhr er fort, ihm, dem Redner des Tages, einige anerkennende Worte zu sagen.

Everett hörte ihm gedankenvoll zu, und als der Präsident geendet, sagte er einfach: „Herr Präsident, ich würde mich glücklich schätzen, mir schmeicheln zu können, der eigentlichen Idee dieser Begebenheit auch nur in zwei Stunden so nahe gekommen zu sein wie Sie in zwei Minuten!“

Aber Lincoln schüttelte das Haupt, lachte und wandte seine Aufmerksamkeit einem Neuankömmlingen zu, ohne jedoch seine Meinung zu ändern.

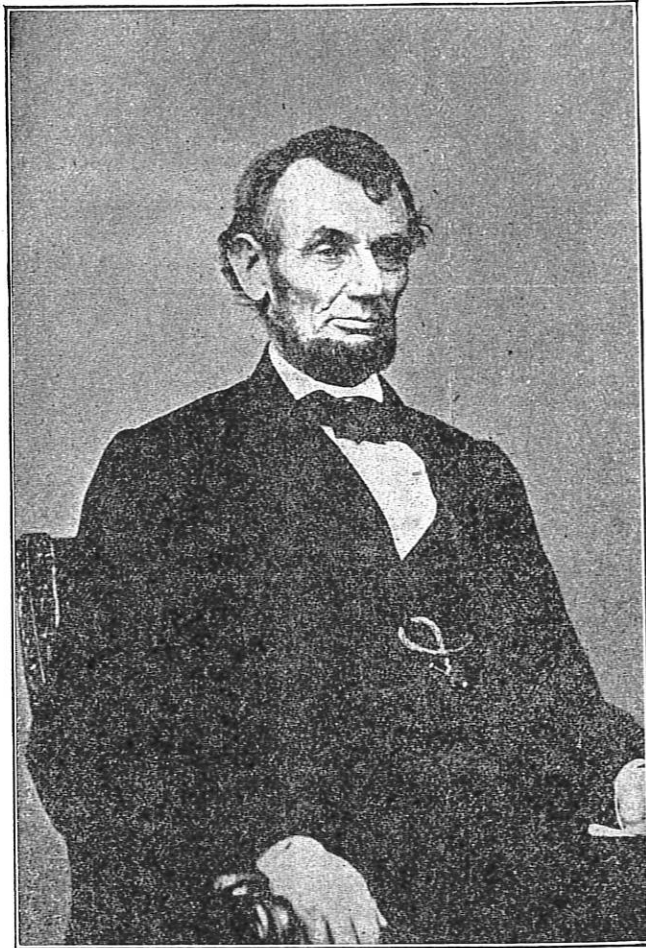
Der Spezialzug, der den Präsidenten und sein Gefolge unmittelbar nach den Feierlichkeiten auf dem Schlachtfeld-Friedhofe nach Washington zurückführte, lief dort während der Nacht ein. Für den Mann, der das Räderwerk der Nation im Gange hielt, gab es am nächsten Tage nicht viel Ruhe, nur noch mehr hatte die Arbeit sich angehäuft. Aber um vier Uhr nachmittags verließ er das Weiße Haus, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Sein Geist war noch mit den Ereignissen des vorigen Tages beschäftigt; die schweigsame Menge, der klare Novemberhimmel, der sich in dem stillen Interregnum des Jahres zwischen Sommerfreuden und Winterkälte über diejenigen wölkte, die aus dem irdischen Kriege zu Ruhe und Frieden hinübergegangen waren, — dieses Bild hatte sich seinem Geiste tief eingeprägt, und es bedrückte ihn. Und damit kam auch wieder der schmerzende Gedanke an das Mißlingen seiner Rede. Während des Tages hatte er jede Anspielung darauf von denen, die um ihn waren, vermieden; die großgedruckten Hauptzeilen in den Zeitungen hatte er nur mit bitterem Spotte angesehen — dem Haupte des Landes mußte man natürlich schmeicheln, Zeitungsnotizen waren von keinem Werte. Er war sich wohl bewußt, viele erfolgreiche Reden gehalten zu haben, war er doch viel zu scharfsinnig, um nicht zu wissen, daß er wieder und wieder seine Zuhörer mit sich fortgerissen hatte. Indessen hatte er keine zu hohe Mei-

nung von seinem Rednertalent, und seine — wie er glaubte — verfehlte Rede vom gestrigen Tage hatte sein Vertrauen ganz erschüttert. Er konnte es nicht verschmerzen, daß sogar für den Präsidenten keine Hand sich zum Beifall erhoben hatte.

„Es muß wohl schlechtes Zeug gewesen sein,“ sagte er beinahe laut, „und doch glaubte ich, ihnen das Beste gegeben zu haben, daß ich besaß.“

Mit raschen Schritten hatte er bald den äußeren Teil der Stadt erreicht, als plötzlich bei einer Biegung des Weges ein Knabe gegen ihn rannte, strauchelte und beinahe gefallen wäre, hätte Lincolns starker Arm ihn nicht schnell aufgehalten. Der Knabe richtete sich auf, und sein dichtes, helles Haar zurückschüttelnd, sah er stolz zum Präsidenten auf. Dieser betrachtete ihn lächelnd und bemerkte, daß seine Augen von Tränen geblendet waren.

„Wollen Sie denn den Weg, der jedem offen ist, ganz für sich



Präsident Abraham Lincoln.

haben? Kann ein Mensch aus dem Süden nicht ausgehen, ohne —“ der Satz endete in einem Schluchzen.

Der Mergel und Uebermut des Knaben konnten einen Mann so hoch erhaben über ihn nicht berühren, auch begriff sein edler Sinn sogleich, daß das Gemüt des Knaben bekümmert war.

„Mein Junge,“ sagte er gütig, „in Dir selbst ist derjenige zu finden, der wider Dich streitet!“

Der verwunderte Knabe öffnete seine von Tränen beneigten Augen weit und lachte — ein so bestrickendes, kindliches Lachen —, daß es dem älteren Manne tief zu Herzen ging.

„Das ist besser, mein Sohn,“ sagte er und klopfte dem Knaben auf die Schulter, „nun sage mir aber, was die Welt Dir angetan hat, vielleicht kann ich Dir helfen.“

„O, alles ist verkehrt in der Welt,“ rief der Knabe, und in einem Schwall von Worten stürmte er gegen die Regierung des Präsidenten an.

Lincoln hörte ihm geduldig zu, und als der Knabe still schwieg, um Atem zu schöpfen, sagte er freundlich: „Fahre nur fort, es wird Dir gut tun.“

Doch der Knabe wurde jetzt schweigsam und richtete sich mit stolzer Würde auf. Er fühlte sich fast beleidigt von dieser Freundschaft und doch empfand er den Zauber der Persönlichkeit des großen Mannes, der ihm fast unbewußt Vertrauen und Hoffnung einflößte.

„Ich suche einen Rechtsanwalt,“ sagte er, indem er ängstlich forschend zu dem tiefgefurchten Gesicht aufsaß. „Ich weiß nicht, wie ich in dieser schrecklichen Stadt einen Rechtsanwalt finden soll, und ich muß einen haben, — ich kann nicht warten — jetzt mag es schon zu spät sein. O, ich muß jetzt gleich einen Rechtsanwalt haben,“ sagte er in fiebernder Aufregung.

„Was willst Du mit einem Rechtsanwalt?“ fragte die ruhige, freundliche Stimme wieder.

„Er soll ein Testament aufsetzen. Mein Bruder ist“ — mit einer verzweifelten Anstrengung nach Atem ringend — „er — man sagt — er wird sterben.“ Seine Stimme brach, und Lincoln war tief bewegt von dem Mute des Knaben und den zitternden kindlichen Tönen. „Ich kann es nicht glauben, daß er sterben wird,“ fuhr der Knabe, sich wieder ermannend, fort, „aber er will doch ein Testament machen, und vielleicht ist's nötig, daß er —“

„Ich sehe,“ sagte Lincoln ernst, und die junge verstörte Seele des Knaben fühlte eine unbestimmte Zuversicht, daß er einen Freund gefunden. „Wo ist Dein Bruder?“

„Er ist im Gefängnis-Hospital, dort in dem großen Gebäude,“ sagte er, nach der Richtung zeigend. „Er ist Hauptmann in unserer Armee — der Verbündeten-Armee — er wurde in der Schlacht von Gettysburg verwundet.“

„O!“ sagte Lincoln, indem seine tiefliegenden Augen mit sanftem, väterlichem Mitleid auf dem jungen Gesichte ruhten, das schon von Angst und Sorge gepeinigt schien, „ich glaube, daß ich Deine Arbeit ausführen kann, ich habe früher selbst ein wenig Rechtsgelehrsamkeit getrieben und will gerne das Testament aufsetzen.“

Noch ehe er den Satz vollendet, hatte der Knabe ihn schon herumgezogen und rief aus: „Warum sagten Sie das nicht gleich? Reden ist Zeitverschwendung. Kommen Sie!“ Und damit blickte er zu ihm auf. Was er sah, war ein nachlässiger Anzug, ein unschön geformter Kopf, eine linksche Haltung, aber darüber hinaus fühlte er unbewußt die Größe dieses Mannes. In einem etwas stolzen Tone und mit einem Aufwerfen des jungen aristokratischen Kopfes sagte er: „Wir können Sie bezahlen — wissen Sie, wir sind keine Bettler!“ Und zu Lincoln aufsehend, um den Eindruck zu beobachten, den seine Worte gemacht, fügte er hinzu: „Mein Bruder ist Carter Hampton Blair aus Georgia. Mein Name ist Warrington Blair. Die Hampton Court Blair, wissen Sie.“ „O,“ sagte der Präsident, aber der Knabe fuhr fort: „Alles wäre gut gewesen, wenn Nellie, meine Schwester, Miß Eleanor Hampton Blair, nicht gerade heute Washington verlassen hätte. Carter war heute morgen besser, und daher ging Nellie mit dem Senator fort. Sie ist nämlich Senator Warringtons Sekretärin. Er ist auf der Seite der Yankees,“ bemerkte er in einem verächtlichen Tone, — „aber er ist unser Vetter, und als er Nellie die Stelle anbot, nahm sie dieselbe an, was wir auch dagegen sagen mochten. Wir waren so arm.“ — der Stolz des Knaben war für den Augenblick vergessen, zerschmolzen durch das besänftigende Vertrauen, mit dem der Fremde seine junge Seele erfüllte. Es war ihm eine Erleichterung, sich ausdrücken zu können, und die große Hand, die auf seiner Schulter ruhte, während sie dahingingen, gab ihm die Zuversicht, daß seine Worte verstanden und geachtet wurden. „Wenn Nellie dagewesen wäre,“ fuhr er fort, „würde sie natürlich einen Rechtsanwalt geholt haben, aber Carters Zustand verschlimmerte sich vor einer halben Stunde, und

der Doktor meinte, daß er besser werden, aber auch jede Minute sterben könne. Carter dachte dann gleich an das Geld und wurde ganz aufgeregt. Da versprach ich ihm, einen Rechtsanwalt zu holen, und stürzte hinaus und — nun, da rannte ich gegen Sie. Ich glaube, ich war nicht sehr höflich. Es tut mir so leid, und ich bitte um Verzeihung. Es war sehr freundlich von Ihnen, gleich mit mir zu kommen.“ Das Wesen des Knaben hatte so ganz die Art und Weise eines vornehmen Herrn, aber es war so viel Liebenswürdigkeit damit verbunden, daß dieses Gemisch von Kummer, Freundlichkeit und Stolz nicht nur Lincolns Humor, sondern auch sein weiches Herz berührte. „Sie sollen dabei nichts verlieren,“ fuhr der Knabe fort, „wir sind zwar nicht reich, haben aber genug, Sie zu bezahlen. Nellie hat noch einige Schmucksachen und auch andere Dinge. Ist es sehr teuer, ein Testament aufsetzen zu lassen?“ fragte er ernsthaft. „Nein, mein Sohn, nichts billiger als das,“ war die schnelle Antwort.

In erleichtertem Tone sagte der Knabe: „O, das freut mich, denn wissen Sie, Carter möchte gerne so viel Geld wie möglich zurückerhalten. Er ist nämlich mit Miß Sally Mayfield verlobt, und sie würden schon verheiratet sein, wenn er nicht verwundet und gefangen genommen worden wäre. Daher will er ihr, wie ein ehrenhafter Mann, alles vermachen, was er besitzt. Hampton Court

fällt natürlich mir zu, wenn Carter etwas passieren sollte, aber es ist noch anderes Geld da, ziemlich viel, aber wir können es jetzt noch nicht bekommen. Und das Geld soll Carters Frau — und das ist sie ja doch beinahe — haben, und wenn er kein Testament macht, kann sie es nicht bekommen. Es fällt dann Nellie und mir zu, falls Carter sterben sollte.“

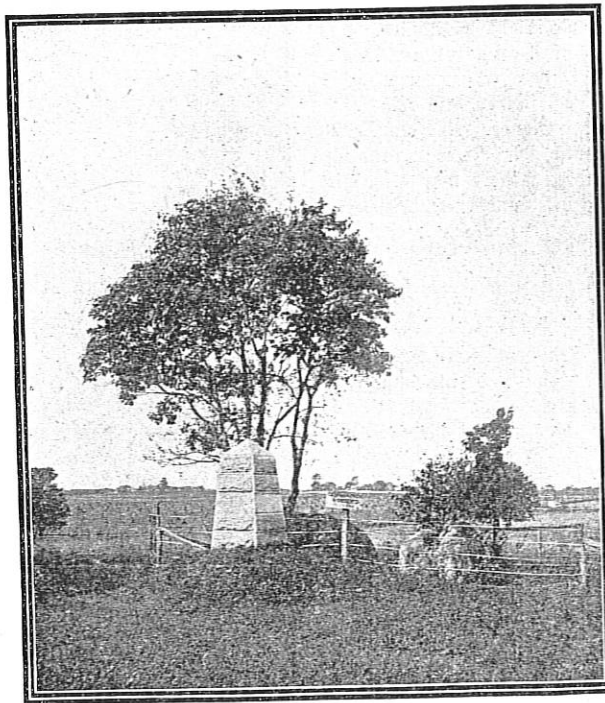
„So, und nun beunruhigt es Dich, ihn zu beerben?“ sagte Lincoln nachdenklich.

„Gewiß,“ erwiderte der Knabe ungeduldig, „gewiß wäre es eine Schande, wenn das Geld uns zufiele, denn Sally würde es nie von uns nehmen. Wir gebrauchen es nicht — ich kann für Nellie und mich sorgen,“ sagte er stolz, seinen hübschen Kopf mit der Bewegung eines feurigen, vollblütigen Pferdes aufwerfend.

Als sie beim Gefängnis ankamen, sagte der Knabe zuversichtlich: „Ich komme schon durch, denn sie kennen mich hier alle.“ Durch den Korridor stürzend, sah er nicht, wie die Wächter die große, ihm folgende Gestalt salutierten.

Zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um sich zu wundern, wie leicht sie durchgekommen, flog er durch das große Gebäude, während sein neugevonnener Freund ihm mit langen Schritten folgte.

Ein junger Mann von vielleicht drei- oder vierundzwanzig Jahren lag — das schöne Gesicht schattenhaft weiß — gegen die Rippen gelehnt, begierig nach der Tür blickend, durch die sie eintreten. „Warry, mein Junge,“ begrüßte er den kleinen Bruder, „Du hast mir also einen Rechtsanwalt geholt, das war brav von Dir,“ und seine Augen leuchteten in einem solchen Glanze, wie es unerblicklich schien mit diesem schrecklichen Plaque. Der Kranke hielt dem Manne, der sich langsam auf ihn zu bewegte und dessen hohe Gestalt weit über des Knaben leichter Figur hervorragte, die Hand entgegen. „Vielen Dank, daß Sie gekommen sind,“ sagte er herzlich, obgleich auch in seinem Tone, wie in dem des Knaben, etwas von der Art eines „Grand Seigneur“ lag. Plötzlich schien ein Krampf ihn zu erfassen, sein Kopf fiel in die Rippen zurück, während sich ein Arm konvulsivisch um den Nacken des knienden Knaben krampfte. Doch lächelte er bald wieder, obwohl noch von Schmerz gepeinigt, und flüsterte mit zitternder Stimme: „Das Licht wäre beinahe erloschen, und es ist besser, wir gehen gleich ans Werk, ehe eine andere Brise es ganz ausbläst. Feder und Tinte sind auf dem Tische, Herr —, doch mein Bruder hat mir Ihren Namen nicht gesagt.“



Das Feld von Gettysburg mit General Hancock's Grabstein.



Ein Frühlingskonzert.

„Wir trafen uns ganz zufälligertweise,“ antwortete der Präsident, sich zum Schreiben bereit machend, „er rannte gegen mich wie ein junges Füllen,“ — und trotz seines Kummeres lachte der Knabe hell auf — „mein Name ist Lincoln.“

„Das ist ein guter Name von Ihrem Standpunkte aus, — denn ich vermute, daß Sie auf der Seite des Nordens stehen.“

„Ja,“ sagte der Präsident, während in seinen Augen ein schelmisches Lächeln aufblitzte, „ich stehe auf der Seite des Nordens; wenn Sie wollen, können Sie mich auch einen ‚Yankee‘ nennen.“

„Sie haben etwas in Ihrem Wesen, Herr Lincoln,“ sagte der südliche Soldat in freundlichem und doch ihm selbst unbewußt herablassendem Tone, „was mich wünschen läßt, Sie Freund zu nennen, wenn es Ihnen recht ist.“

Er hatte die glückliche Gabe, seinen Gedanken die beste Form zu geben, und da Lincoln denselben Instinkt hatte, regte sich in seinem Herzen ein warmes Gefühl für diesen Feind, der, an der Schwelle des Grabes stehend, ihn begrüßte. Schnell seine große Hand austreckend, sagte er warm: „Die Hand darauf, daß wir Freunde sind.“

„Bis der Tod uns scheidet,“ sagte der junge Offizier langsam, indem ein trauriges Lächeln über seine Züge flog. Dann aber den Kopf mit einer Gebärde zurückwerfend, die an die des Knaben erinnerte, sagte er peremptorisch: „Jetzt müssen wir gleich das Testament aufsetzen.“

„Ja,“ antwortete der große Mann in heiterem Tone, „jetzt wollen wir sofort ans Werk gehen, Captain Blair. Wenn die Sache von Ihrer Seele ist, werden Sie sich leichter fühlen und schneller gesund werden.“

Ein leuchtendes, verklärtes Lächeln glitt auf einen Augenblick über die Züge des Kranken, während er den Kopf des Knaben dicht an sich zog. Da erkannte der Präsident mit tiefem Schmerze, daß sein Freund wisse, daß er sterben müsse. Mit direkten, abgekurzten Fragen und klaren Antworten war der einfache letzte Wille bald aufgesetzt, und der improvisierte Rechtsanwalt erhob sich, um Abschied zu nehmen. Aber der Verwundete streckte bittend seine Hand aus.

„Bleiben Sie noch ein wenig hier!“ bat er in dem etwas überlegenen und doch so gewinnenden Tone, der beide Brüder charakterisierte. Das leuchtende Lächeln flog wieder über das junge, von Schmerzen verzogene Gesicht, dem schon der Tod seinen Stempel aufgedrückt hatte. „Sie gefallen mir,“ sagte er offen, „noch nie im Leben ist mir ein Fremder in so kurzer Zeit so nahe getreten.“

Sein schöner Kopf, der an die Züge des Knaben erinnerte, ruhte wieder in den Kissen, das dunkle, gelockte Haar lag feucht auf der weißen Stirne, die Augen leuchteten wie Sterne in dem farblosen Gesicht, während er einen Arm wie beschützend um den jungen Bruder gelegt hatte, der sich fest an ihn drückte. Es war ein Bild so voll von Mut, von Hilfslosigkeit und Pathos, daß des Präsidenten großes Herz vor Verlangen schlug, hier Trost bringen zu können.

„Ich möchte mit Ihnen über Ihren Namensvetter, den großen Lincoln, sprechen,“ sagte die tiefe, zitternde Stimme des Verwundeten, der in pathetischer Weise versuchte, seinen Gast zu unterhalten. Lincoln, der zögernd da stand, unterdrückte schnell eine heftige



Das Lincoln-Denkmal zu Springfield, Ill.

Bewegung. „Ich bin durch und durch ein südlicher Soldat,“ fuhr die Stimme fort, „und glaube mit ganzer Seele an die Sache, für die ich gekämpft und für die ich —“ er verstummte plötzlich, und leise legte sich seine Hand wie liebesosend auf die Schulter des Knaben. „Doch Euer Präsident ist ein außergewöhnlicher Mann! Bei uns im Süden gilt er allgemein für einen Teufel, aber ich habe ihn immer bewundert. Ihn leitet nicht Erbitterung gegen die Feinde in diesem Kampfe, sondern es sind Grundsätze, für die er kämpft, und er ist wahr und groß und mächtig, und“ — mit einer ungestümen Bewegung den Kopf aufwerfend — „haben Sie denn nicht seine gestrige Rede in den Zeitungen gelesen?“

Ihn mit einem seltsamen Blicke ansehend, antwortete Lincoln: „Nein, ich habe sie nicht gelesen.“

„Sehen Sie sich doch,“ sagte Blair in beinahe befehlendem Tone, „und gönnen Sie einem Unglücklichen einige Minuten. Ich möchte Ihnen von dieser Rede erzählen. Sie sind doch nicht so beschäftigt, daß Sie dieselbe nicht hören könnten?“

„Nein,“ sagte Lincoln, seine Uhr herausziehend und schnell überlegend, „nein, es ist vielleicht besser, wenn ich die Rede höre.“ Bei sich dachte er, ich vermiße dadurch nur mein Mittagessen, wahrlich ein kleines Opfer für einen Sterbenden. Kann ich ihm noch eine Freude bereiten, so ist es mehr wert als das ganze Mittagessen. Laut sagte er: „Es sind heutzutage die Soldaten, die keine Zeit zu verschwenden haben, nicht die Rechtsanwälte. Sehr gerne will ich einige Zeit hier verweilen, wenn es Sie nicht zu sehr ermüdet.“

„Das ist schön von Ihnen!“ sagte der junge Offizier in liebenswürdigem und doch auch unbewußt herablassendem Tone. „Aber da ich gerade daran denke, dieser große Mann ist doch nicht etwa ein Verwandter von Ihnen, Herr Lincoln?“

„In gewisser Weise ja, von meinem Großvater her,“ erwiderte Lincoln, „aber ich kenne ihn ganz genau — Sie können ruhig sagen, was Sie wollen.“

„Nun, dann lassen Sie mich Ihnen sagen, daß er gestern eine der größten Reden gehalten hat, die in der Geschichte der Welt bekannt sind!“

„Was?“ fragte Lincoln, ihn mit Verwunderung anstarrend. „Ich weiß, wovon ich rede,“ sagte der junge Mann, indem er mit der schwachen Rechten auf die Bettdecke schlug. „Mein Vater war ein Redner — alle seine Brüder und mein Großvater waren Redner, und auch mir ist es ins Blut übergegangen. Ich war noch ein Knabe in Aniehofen, als ich anfang darüber zu lesen, und ich habe die besten Methoden studiert. Ich kann gewiß eine gute Rede von einer schlechten unterscheiden. Als Nellie, meine Schwester, mir heute morgen die Rede vorlas, sagte ich ihr gleich, daß vom Anbeginn der Zeit nicht sechs Reden gehalten worden seien, die dieser gleich kämen. Das war, ehe sie mir erzählte, was der Senator gesagt hatte.“

„Und was hat der Senator gesagt?“ fragte der stille Mann an seiner Seite.

„Es war Senator Warrington, für den meine Schwester als Sekretärin arbeitet.“ Diese Erklärung schien ihm schwer zu werden, aber hingerissen durch sein Interesse an der Sache, fuhr er fort:

„Er war gestern im Gefolge des Präsidenten in Gettysburg, und er erzählte meiner Schwester, daß die Rede Lincolns so tief zu den Herzen jener Tausende von Menschen gedrungen sei, daß, als der Redner geendet, die Versammlung wie gebannt gewesen — kein Laut wurde gehört — keine Hand erhob sich zum Applaus. Man könnte ebenfogut das „Gebet des Herrn“ applaudieren — es wäre eine Entweihung, — und das fühlten alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Eine Minute lang herrschte andächtiges Schweigen, kein Laut kam von der ungeheuren Menge — und es scheint mir, einem Feinde, daß es die höchste Anerkennung war, die jemals irgendeinem Redner von irgendeinem Volke zu teil geworden.“

Als der Anabe seine Hand von der Schulter des Bruders nahm, um den Eindruck zu beobachten, den diese Worte gemacht hatten, sah er mit Erstaunen, daß die Augen des fremden Mannes mit Tränen gefüllt waren. Aber der Verwundete bemerkte es nicht.

„Diese Rede wird in der Geschichte des Volkes fortleben! Noch nach fünfzig Jahren werden die amerikanischen Schulkinder sie mit Begeisterung lesen und als einen Teil ihrer Ausbildung betrachten. Dieses ist nicht nur meine eigene Ansicht,“ fuhr er fort, „Warrington sagt, daß das ganze Land darüber in Aufregung sei. Und Sie haben die Rede nicht gelesen, und doch ist Ihr Name Lincoln? Warr, mein Junge, wo ist die Zeitung, die Kellie hier gelassen? Ich will die Rede Herrn Lincoln selbst vorlesen.“

Der Anabe sprang schnell auf und holte die Zeitung vom Tische. „Laß mich die Rede lesen,“ sagte er bittend, „es möchte Dich zu sehr ermüden.“

Die riesige Gestalt, die sich mit den auf die Kniee gestützten Armen neben dem schmalen Bette des Hospitals bückte, richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf. Dann wendete er sein Antlitz dem Anaben zu, der, unter dem flackernden Gaslicht stehend, mit sanfter und ausdrucksvoller Stimme die Worte las, die noch vor vierundzwanzig Stunden so bitter und schmerzlich an seinem Herzen genagt hatten.

„Es sind jetzt siebenundachtzig Jahre,“ — begann die frische Stimme, während das bleiche Gesicht des sterbenden Mannes in den weißen Kissen begierig aufsaß und der Präsident mit verklärtem Angesicht den Worten zuhörte, die ihm wie neu erschienen. Das Schlachtfeld vom gestrigen Tage, die Rede, die lautlose Stille, welche folgte, hatten jetzt in der Rückerinnerung eine neue Bedeutung gewonnen. Als er endlich verstand, daß das tiefe Schweigen der Menge nicht Gleichgültigkeit gewesen, sondern vielleicht, wie dieser großmütige Feind gesagt hatte, „die höchste Anerkennung, die jemals irgendeinem Redner von irgendeinem Volke gezollt worden ist,“ da kam es über ihn wie ein Stokm von freudiger Kraft, von neuem Mute, die Würde der Nation zu tragen: —

„Daß wir uns hier feierlich vornehmen, daß der Tod dieser Tapferen nicht umsonst gewesen sein soll, daß diese Nation im Namen Gottes wiedergeboren werden soll in Freiheit, und daß die Regierung des Volkes, durch das Volk, und für das Volk bestehen bleibe für alle Zeit.“

Der Anabe war mit dem Vorlesen zu Ende. Im Krankenzimmer herrschte eine so tiefe Stille wie gestern auf dem Schlachtfelde zu Gettysburg. Es war der Verwundete, der zuerst das Schweigen brach.

„Eine großartige Rede, nichts Schöneres ist je geschrieben! Andere Männer haben für die Sache des Nordens und des Südens in feurigen Worten geredet, aber niemals, meiner Ansicht nach, ist je eine andere Rede gehalten worden, so durchhaucht von dem Geiste der Liebe für beide Parteien. Es sind nur die Größten, die einer Partei angehören können, ohne Bitterkeit für die andere zu empfinden, und nur solche können sich heute, ob auf der Seite des Nordens oder Südens stehend, Amerikaner nennen. Zu fühlen, daß ein Feind gegen den andern streiten kann ohne Haß, ohne Bitterkeit, ja, mit Menschenliebe, das erhebt das Land, erhebt die Menschheit zu etwas, wofür es wert ist, sein Leben hinzugeben. Es sind herrliche, bedeutungsvolle Worte, und dem Kriege wäre der Stachel genommen, könnte der Geist Lincolns die Armee beseelen. Stimmen Sie mir bei?“ fragte er plötzlich in fast herausforderndem Tone.

„Ja,“ antwortete Lincoln freudigen Herzens, „ich glaube, es war eine gute Rede.“

„Natürlich, von meinem Standpunkte aus“, fuhr der junge Mann leidenschaftlich fort, „ist alles falsch,“ und die Sanftheit seiner Züge gab seinen Worten einen eigenen Zauber; „der Gedanke, der dem Ganzen unterliegt, ist verwerflich und verkehrt, so wie ich es ansehe, doch das ändert nichts an meiner Bewunderung für den Mann und seine Rede. Wie gerne möchte ich meine Hand in die seine legen, ehe ich sterbe,“ sagte er, indem ein strahlend schönes Lächeln seine durchsichtigen Züge verklärte. „Und ich möchte ihm gerne sagen, daß ich weiß, daß wir alle, die Westen unter uns, für die Gerechtigkeit der Sache kämpfen, je wie es uns gegeben ist, sie zu sehen.“ Es war augenscheinlich, daß er mühsam nach Worten rang, aber dem beunruhigten Anaben Schweigen gebietend, fuhr er fort: „Wenn man der Schwelle des Todes so nahe kommt, daß es einen anweht wie von der Luft einer höhern, reineren Atmosphäre, dann sind alle kleinen Dinge wie weggeblasen. Ich fühle nichts mehr als meine Liebe zum Vaterlande und empfinde es als eine Wohltat, mein Leben dafür hingeben zu können. Die Rede — seine Rede — hat mich die Sache in einem höheren Lichte ansehen lassen — Ihre Seite sowohl als die unsere. Ich möchte gerne meine Hand in Abraham Lincolns —“

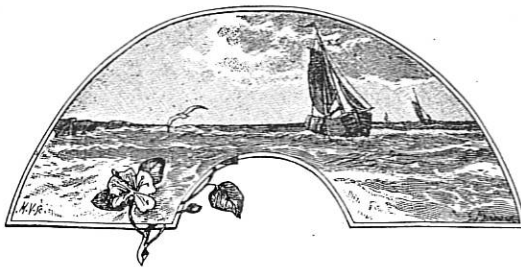
Die klare, oft stotternde und immer schwächer werdende Stimme verstummte plötzlich. Die zuckende Hand ergriff krampfhaft die langen Finger des Präsidenten, und mit der ganzen Kraft eines Mannes, der sich in tödlicher Qual windet, umschloß er unbewußt die Hand seines neuen Freundes mit einem schmerzhaften Griff. Die Pforten des Todes öffneten sich weit, und die befreite Seele schwang sich davon. Der Kampf war plötzlich vorbei. Der stille Kopf lag in den Armen des Anaben, während die Hand des südländischen Feindes da ruhte, wo er gewünscht, daß sie ruhe, in der Hand Abraham Lincolns.

Angsterfüllt die Vögel fliehen  
Zu des Nestes sich'rer Ruß',  
Echse Füchse schleichend ziehen  
Den versteckten Gruben zu,  
Und die Menschen sonder Weilen  
Suchen Schutz und Vergungsort,  
Alle rennen, hasten, eilen  
Vom Gestad des Meeres fort.

Denn es kommt ein Sturm gezogen,  
Nast zum See verderbensicher,  
Peitscht die schaumgefrönten Wogen  
Auf dem Galilä'schen Meer;  
Und er zwingt mit schrillum Reifen  
Jetzt die Wellen, weiß umsäumt,  
Nach dem schwanken Schiff zu greifen,  
Das sich ächzend aufwärts bäumt. —

Sehet, dort! auf harten Klanken  
Liegt und schläft des Menschen Sohn,  
Der den Armen, der den Kranken  
Galt seit frühstem Morgen schon;

## Der Sturm auf dem Meere.



Für die „Abendschule“ von Gustab Grönlund.

Seht, des Blickes faßl Gestimmer  
Grell um Schiff und Schläfer züet,  
Daß mit lichtem Glanz und Schimmer  
Sich das Haupt des Heilands schmückt.

Doch wie Wiß von Feuerstrahlen  
Nagt am Jüngerherz der Strahl,  
Und sie schreien furchtumfängen:  
„Wir verderben allzumal.“  
Jesus aber, voller Frieden,  
Still und ruhig sich erhebt,  
Denn in Todesfurcht hienieden  
Nur das Herz des Sünders bebt.

„Warum seid ihr klein an Glauben?“  
Klinget streng des Meisters Ruf,  
„Sollte jetzt der Zweifel rauben,  
Was euch Gnade liebend schuf?“ —  
Und sie sehen voller Staunen  
Christi Macht an Sturm und Flut,  
Daß sie bang und leise raunen:  
„Wer ist Er, der solches tut?“